

Mitropa 2018

Jahresheft des Leibniz-Instituts
für Geschichte und Kultur
des östlichen Europa (GWZO)



Leibniz-Institut für
Geschichte und Kultur
des östlichen Europa

Umschlag Attrappe
eines Karel-Hynek-
Mácha-Denkmal
als Foto-Kulisse am Tag
des Nationaldichters

Das Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) versteht seinen im Schwerpunkt bearbeiteten Forschungsgegenstand »Ostmitteleuropa« nicht als einen fest umrissenen geographischen oder politischen Raum, sondern als ein historisches Regionalkonzept: Wo Ostmitteleuropa beginnt und endet, ist eine Frage der Betrachtungsweise, der Epoche und der Perspektive. Die Beweglichkeit des Konzepts ist seine Stärke. Sie erlaubt Blickerweiterungen in alle Richtungen, die auch das ganze östliche Europa einschließen.

Beweglichkeit zeichnet auch die am GWZO betriebene Forschung aus, die es durch die Zusammenarbeit verschiedener Fächer ermöglicht, konstant Neues zu entwickeln, vertraute Paradigmen zurückzulassen. Mobil sind schließlich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Hauses, die, wenn sie nicht in »Specks Hof«, unserem Domizil in der Leipziger Innenstadt, arbeiten, zwischen Leipzig und den Archiven im östlichen Europa und der Welt pendeln, Grabungsstätten und Museen in der Region aufsuchen, teils von dort stammen und regen Kontakt mit den Fachkolleginnen und -kollegen anderer Forschungsinstitutionen in Nah und Fern pflegen.

Auch Mitropa, das Akronym der Mitteleuropäischen Schlaf- und Speisewagen Aktiengesellschaft und nun der Name unseres Jahreshefts, signalisiert Bewegung und Vernetzung. Es steht für historischen Wandel wie für Kontinuität. 1916 in einer historischen Situation gegründet, in der auch Friedrich Naumanns geopolitische Vision von »Mitteleuropa« entstand, war die Mitropa seinerzeit ein imperiales Unternehmen. Später fuhr es für die Nationalsozialisten – und beförderte die Widerstandskämpfer der »Mitropa-Gruppe«. Es bediente SED-Funktionäre, polnische Dissidenten, tschechische Underground-Künstler und manchen Pionier des Nachwende-Kapitalismus: eine vielschichtige, ambivalente Geschichte.

Der Name *Mitropa* steht also für die Dynamik der Aufgabe, der sich das GWZO seit 1996 widmet: Die Geschichte und Kultur der Regionen zwischen Ostsee, Schwarzem Meer und Adria von der Spätantike bis zur Gegenwart immer wieder neu zu erkunden und damit fundierte Erkenntnisse zu unseren Europa-Imaginationen beizutragen.

2 Editorial

CHRISTIAN LÜBKE

Mit eigenen Augen

4 Ex oriente lux

Oder wo im Osten das Licht (nicht mehr) angeht

DIRK SUCKOW

Leseproben

8 Am Vorabend des Schwarzen Todes

Die Magdalenenflut 1342 im klimahistorischen Kontext

MARTIN BAUCH

15 Die schöne Jüdin und Der Judenjunge

Geschlechterwechsel als Strategie des historischen Erzählens

DIETLIND HÜCHTKER

20 »Studenten aller Länder, helft euch!«

Humanitäre Hilfe für Studierende im östlichen Europa 1920–1925

ISABELLA LÖHR

25 Eine Geschichte nicht geschehener Dinge

Leben und Werk einer fiktiven ungarischen Dichterin

BEÁTA HOCK

31 Wenn eine Unterhose zur Affäre wird ...

Burgbesetzungen, Stadtrauminterventionen, »Art-Prank« – das tschechische Künstlerkollektiv Ztohoven

CHRISTINE GÖLZ

Journal

38 Karel und Sándor

Eine Reise auf den Spuren zweier Nationaldichter

MATTEO COLOMBI UND STEPHAN KRAUSE

Fundstücke

44 Wenzel auf Abwegen

WILFRIED FRANZEN

46 Ein Rechtsgutachten des Mufti von Ofen

NEDIM ZAHIROVIĆ

48 Held oder Henker?

STEFAN TROEBST

51 Die Akten BU 0423/5678 und BU 1596/286

MICHAEL ESCH

Wissenschaft & Öffentlichkeit

56 Hoch auf die Freiheit

BIRGIT RIEGER

58 Ausstellungskalender 2018/19

59 Spiritus Rector des GWZO: Klaus Zernack 1931–2017

Forschung 2017

62 Ziele

63 Ansätze

65 Das Jahr in Zahlen

66 Förderung

67 Arbeitsprogramm und Themen

68 Veranstaltungen

70 Publikationen

72 Abbildungsnachweise

Impressum

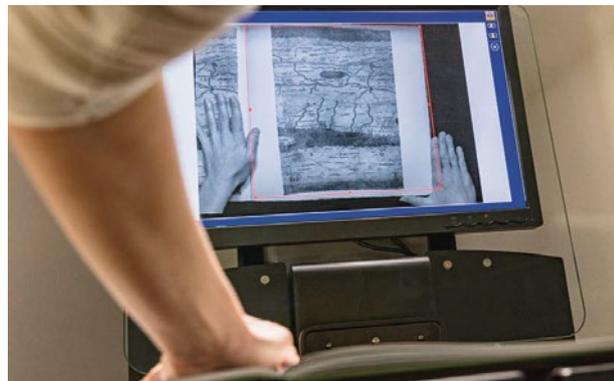
Editorial

Mitropa 2018 – das ist das Jahresheft des GWZO, das in der Rückschau auf das erste Jahr als »Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa« entstanden ist: auf das Jahr 2017. Denn mit dem 1. Januar 2017 begann eine neue Etappe des »Zentrums«, dessen Kennbuchstabe »Z« weiter in dem Akronym GWZO aufscheint. Zu diesem Termin wurde das GWZO ein Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft, einer der großen außeruniversitären Forschungsorganisationen Deutschlands neben der Fraunhofer-Gesellschaft, der Helmholtz-Gemeinschaft und der Max-Planck-Gesellschaft.

Die Integration des GWZO in die Leibniz-Gemeinschaft wirkt sich seitdem auf fast alle Bereiche unserer Tätigkeit aus. Nach außen sichtbar macht das der neue Institutsname, der nach zum Teil lebhafter Diskussion in den Gremien des GWZO durch eine entsprechende Satzungsänderung von der Mitgliederversammlung beschlossen wurde. Ungeachtet der in dem neuen Namen zum Ausdruck kommenden geographischen Ausweitung von »Ostmitteleuropa« zu »östlichem Europa« wird die durch besondere Strukturen gekennzeichnete »Geschichtsregion Ostmitteleuropa« auch weiterhin den Kern der wissenschaftlichen Zuständigkeit bilden. Das Institut steht seit seiner Gründung für dieses Konzept, das stetig angewandt und weiterentwickelt wurde. Allerdings erstreckte sich das Forschungsfeld des GWZO auch schon bisher über den Kern Ostmitteleuropas, die historischen

polnischen, böhmischen und ungarischen Länder, hinaus. Es reichte von Anfang an bis zur Ostsee, zur Adria und zum Schwarzen Meer. Der neue Name akzentuiert nur stärker die ohnehin schon vorhandene Beschäftigung mit den Kontakt-, Übergangs- und Nachbarzonen. Darunter fallen im Nordosten und Osten Europas die baltischen Länder, zudem Belarus, Ukraine und Russische Föderation sowie der Südosten Europas, der eine historische Überlappungszone byzantinisch-orthodoxer, osmanischer und Habsburger Einflussfaktoren darstellt. Das GWZO ordnet sich somit ein in ein »Leibniz-Netzwerk Östliches Europa«, an dem sich 21 Leibniz-Institute mit ganz verschiedenen Osteuropa-Kompetenzen beteiligen. Insbesondere ergänzt sich das GWZO mit dem »Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung – Institut der Leibniz-Gemeinschaft« in Marburg und mit dem Regensburger »Leibniz-Institut für Ost- und Südosteuropaforschung«, mit denen bereits enge und regelmäßige Austausch- und Kooperationsbeziehungen vereinbart wurden.

Für das neue Leibniz-Institut änderten sich auch die Finanzierungsmodalitäten. Bis Ende 2016 trug der Freistaat Sachsen (SMWK) die Grundfinanzierung, während ein Großteil der Forschungsarbeit durch die Projektförderung des BMBF ermöglicht wurde, ergänzt durch die Förderung weiterer Drittmittelgeber. Der neue Status des GWZO bedeutet, dass ihm die Zuwendung im Rahmen der institutionellen Förderung gemäß Artikel 91 b Grundgesetz (gemeinsame



Förderung von Bund und Ländern) zur Verfügung gestellt wird.

Der mit der Integration in die Leibniz-Gemeinschaft verbundene Umstrukturierungsprozess bedingte auch die schnelle Anpassung der Binnenstruktur des Instituts. Die bis Ende 2016 in Projektgruppen organisierten Forschungsvorhaben wurden in vier neu geschaffene Abteilungen überführt: »Mensch und Umwelt«, »Kultur und Imagination«, »Verflechtung und Globalisierung« und »Wissenstransfer und Vernetzung«. Die Forschungsleistungen im engeren Sinn werden seit 2017 durch die ersten drei genannten Abteilungen erbracht; abteilungsübergreifend bilden sie den neuen Programmbereich »Forschungen zum östlichen Europa«. In dem ebenfalls neuen Programmbereich »Transfer von Forschungsergebnissen«, in dem die vierte Abteilung ihren Ort hat, werden die im Institut erarbeiteten Forschungsergebnisse und hier gesammelten forschungsrelevanten Informationen für die Nutzung durch einen erweiterten Kreis von Interessenten aufbereitet.

Als neues Leibniz-Mitglied war das GWZO bereits am 6. Februar 2017 an der Festveranstaltung »25 Jahre Leibniz-Institute in Sachsen« beteiligt. An diesem Tag stattete auch der Präsident der Leibniz-Gemeinschaft

Prof. Dr. Matthias Kleiner dem GWZO einen Besuch ab.

Neben dem neuen Namen erhielt das GWZO im Oktober 2017 auch ein neues, moderneres Corporate Design, für dessen Gestaltung das renommierte Stuttgarter Büro Uebele gewonnen werden konnte. Das neue Logo des Instituts zierte bereits das Mitropa-Heft 2017. Hingegen unverändert ist die Konzeption unseres Jahresseftes geblieben, das wie gewohnt die große geographische Reichweite der Forschungen des GWZO widerspiegelt und unseren spezifischen Forschungsansatz zeigt, der Komparatistik, Interdisziplinarität und Transnationalität vereinigt. Auch diesmal nehmen die Beiträge die gesamte historische Tiefe vom Übergang der Antike zum Mittelalter bis in die Gegenwart in den Blick.

Die Herausgeber freuen sich, den interessierten Leserinnen und Lesern mit diesem Heft ein breites Spektrum der Tätigkeiten des GWZO bieten zu können.

CHRISTIAN LÜBKE
Direktor des GWZO



4 Mit eigenen Augen

gibt in weitgehend unkommentierter Form ausgewählte Stücke des reichen visuellen Materials wieder, das im Laufe eines Jahres am GWZO zusammenkommt. Die Rubrik bietet Einblicke in die Untersuchungsregion, bevor aus ersten Beobachtungen analytische Texte werden.

Ex oriente lux

Oder wo im Osten das Licht (nicht mehr) angeht

DIRK SUCKOW

Flutlichtanlagen sind Bestandteil einer Geschichte der industrialisierten künstlichen Helligkeit seit dem 19. Jahrhundert. In Kombination mit Masten oder Türmen finden sie vielfache Verwendung, zu denken ist etwa an Häfen, an Bahnhöfe und Rangieranlagen, an Flugplätze wie auch an Gefängnisse oder Straflager. Nirgends jedoch hat diese künstliche Helligkeit in Gestalt des Flutlichts regelmäßig einen solch glänzenden und weit in den urbanen Raum ausstrahlenden, die kollektive Imagination befeuernden »Auftritt« als im Kontext von Stadien und besonders von Fußballspielen. Hier entfaltet sie im Unterschied zu den oben genannten Orten eine massenwirksame spezifische Magie und Anziehungskraft. Sie macht das Stadion zu einem Ort des Lichts und der Verheißung, gleichsam zu einem Himmlichen Jerusalem der säkularen Moderne.

Untere Reihe:

Abb. 1, 2 Budapest,
Bozsik-József-Stadion

Abb. 3 Budapest,
Szusza-Ferenc-Stadion

**Gegenüber-
liegende Seite:**

Abb. 4 Budapest,
Szusza-Ferenc-Stadion

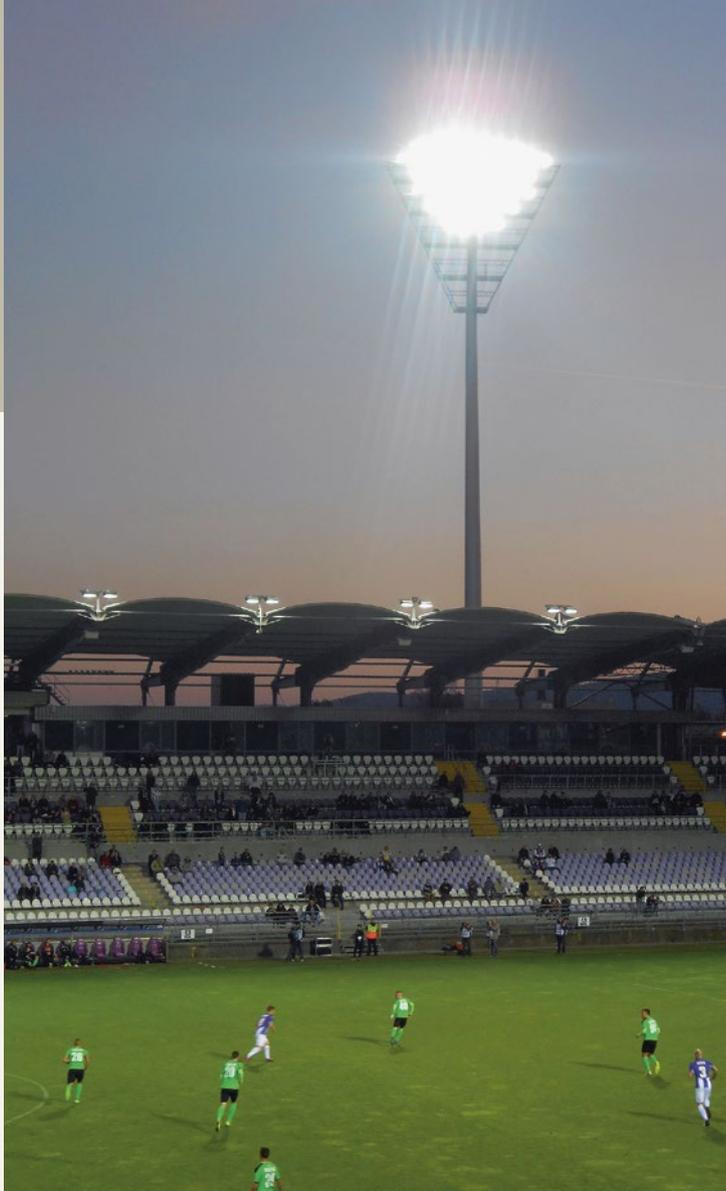


Die Flutlichter des Stadions drängen die Unberechenbarkeit der Nacht in einem klar umrissenen Bereich zurück, um darin stattdessen die Unberechenbarkeit des Spiels auszuleuchten. Nicht selten sind sie zugleich architektonisch-konstruktive Landmarken im »Weichbild« der Stadt. *Ex oriente lux* ließe sich dabei als Schlagwort mit Blick auf eine Vielzahl äußerst markanter Konstruktionen im östlichen Europa durchaus in Anschlag bringen. Der Entwurf beziehungsweise die Planung derartiger Anlagen bot Architekten und Ingenieuren in der Ära des Sozialismus möglicherweise eine willkommene »Spielwiese« für unikate Lösungen im Umfeld eines oft weitgehend normiert-uniformen Bauens, so könnte thesenhaft formuliert werden,

was jedoch

am jeweiligen konkreten Einzelfall zu überprüfen wäre. Unbestreitbar ist, dass Flutlichtanlagen zu Elementen eines Diskurses über Tradition und »Heimat« und zu Orten kollektiver Erinnerungen werden können. Vielfach werden sie in diesem Sinne bildlich inszeniert und ästhetisiert. Bei Bildentwürfen in Fanszenen werden sie etwa in die Stadtsilhouette eingefügt und anderen ikonischen Bauten beigegeben, was in der langen Geschichte idealisierter Stadtansichten eine durchaus bemerkenswerte *invenzione* darstellt.

Flutlichtanlagen älterer Prägung können zudem namentlich adressiert werden, wie die aufgrund ihrer Silhouette und einer Höhe von 62 Metern so genannten, nunmehr abgetragenen »Giraffen« des ehemaligen Dresdner Rudolf-Harbig-Stadions zeigen. Dergestalt werden sie auch zum literarischen Sujet und zum lokal-kollektiven Sehnsuchtsort. Der erinnerungs- und identitätsstiftende Wert von Flutlichtanlagen, vor allem solcher in einer »Spielart« mit hohem Wiedererkennungswert, wächst gerade, da für derartige technische Anlagen ein Paradigmenwechsel zu beobachten ist. Aus architektonischen, ökonomischen, medialen und umweltdiskursiven Gründen werden im Zuge aktueller Stadionbauten die Flutlichtanlagen in die Dachkonstruktionen integriert. Das Stadion weit überragende Masten, die im urbanen Gefüge einen Orientierungspunkt bieten und zugleich in ihrer Form die Unverwechselbarkeit der Sportstätte verbürgen,





Untere Reihe:

Abb. 6 Kiew,
Stadion ZSKA

Abb. 7 Kiew,
Stadion Dynamo

Abb. 8 Charkiw,
Stadion Metalist

Abb. 9 Budapest,
Szőnyi úti Stadion

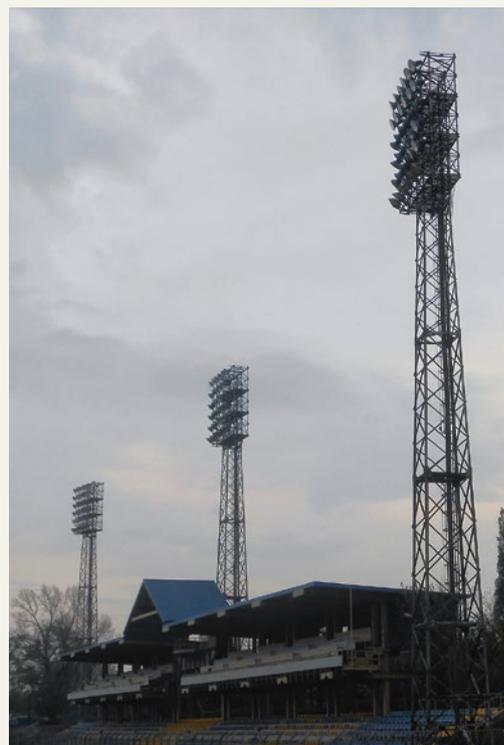


Gegenüberliegende**Seite:****Abb. 5** Sankt Petersburg, Petrowski-Stadion

Der Kunsthistoriker **DIRK SUCKOW** arbeitete von 2014 bis Frühjahr 2018 im internationalen Verbundprojekt »Kunstdenkmäler«, das in einem interaktiven Wissensportal zahlreiche besonders forschungsrelevante Kunstdenkmäler in Ostmitteleuropa erschließt. Zur Fußball-WM 2018 in Russland erschien im Frühjahr der gemeinsam mit Stephan Krause und Christian Lübke herausgegebene Band *Der Osten ist eine Kugel. Fußball in Kultur und Geschichte des östlichen Europa*.

werden somit zunehmend zu Relikten einer jüngeren Vergangenheit. So verfügt keines der zur Europameisterschaft 2012 in den Gastgeberländern Polen und Ukraine um- oder neugebauten Stadien in Warschau, Danzig, Posen und Breslau sowie in Kiew, Lwiw, Donezk und Charkiw mehr über »klassische« Flutlichtmasten. Mit den Flutlichtmasten des vormaligen Stadion Miejski in Posen ging dabei eine der in ihrer Form extravagantesten jemals ausgeführten Anlagen verloren. Auch für die zwölf bei der Weltmeisterschaft 2018 in Russland genutzten Stadien von Kaliningrad bis Jekaterinburg und von Sankt Petersburg bis Sotschi gilt das neue Konzept des Verzichts auf Masten. Gleichsam wie im Labor lässt sich in Budapest der beschriebene Ablösungsprozess noch beobachten. Verfügen die älteren Stadien wie das Bozsik-József-Stadion, das Béke téri Stadion oder das Szőnyi úti Stadion sämtlich noch über zum Teil imposante Masten, kommen jene der jüngsten Neubauten wie das Új Hidegkuti Nándor Stadion und die Groupama Aréna ohne solche aus. Auch das Projekt des neuen Puskás-Ferenc-Stadions (geplante Fertigstellung 2019) folgt dieser Tendenz.

Als neuartiger Lichteffekt »nach draußen« und damit sozusagen licht-räumliche Kompensation ist bei Stadien mit hohem repräsentativen Anspruch zukünftig vorstellbar, dass sie das Konzept etwa der Münchner Arena aufgreifen, die architektonische Außenhaut farbig zum Leuchten zu bringen, und somit den »schönen Schein« in ihr urbanes Umfeld auf andere Weise wahren.



geben Arbeitsergebnisse der jüngeren Forschung am GWZO wieder. Die Beiträge gehen auf Aufsätze von Mitarbeitern oder Gästen zurück, auf Vorträge, Monographien oder Publikumstexte und stellen in lockerer Folge die vertretenen Disziplinen, Epochen, Themen und Methoden vor.

MARTIN BAUCH

Am Vorabend des Schwarzen Todes

Die Magdalenenflut 1342 im klimahistorischen Kontext

Der Klimageschichte geht es nicht nur um die Rekonstruktion der Niederschlagsverhältnisse und Temperaturen vergangener Epochen auf der Basis von Schriftquellen, sondern ebenso um die sozio-ökonomischen Konsequenzen extremer Wetterereignisse und rapider Klimaveränderungen für historische Gesellschaften; nicht zuletzt fragen Klimahistoriker nach der Wahrnehmung dieser Ereignisse durch die Zeitgenossen und möglichen kulturellen Reaktionen.¹

Einer der klimahistorisch interessantesten Kullinationspunkte des vergangenen Jahrtausends ist das Extremjahr 1342, das in Mitteleuropa zwischen Rhone, Ostsee und Karpatenbecken eine bemerkenswerte Ballung von Niederschlagsereignissen aufweist. Dabei hat sich die historische Forschung noch keineswegs so ausführlich mit diesem Jahr beschäftigt wie etwa die Geowissenschaften.

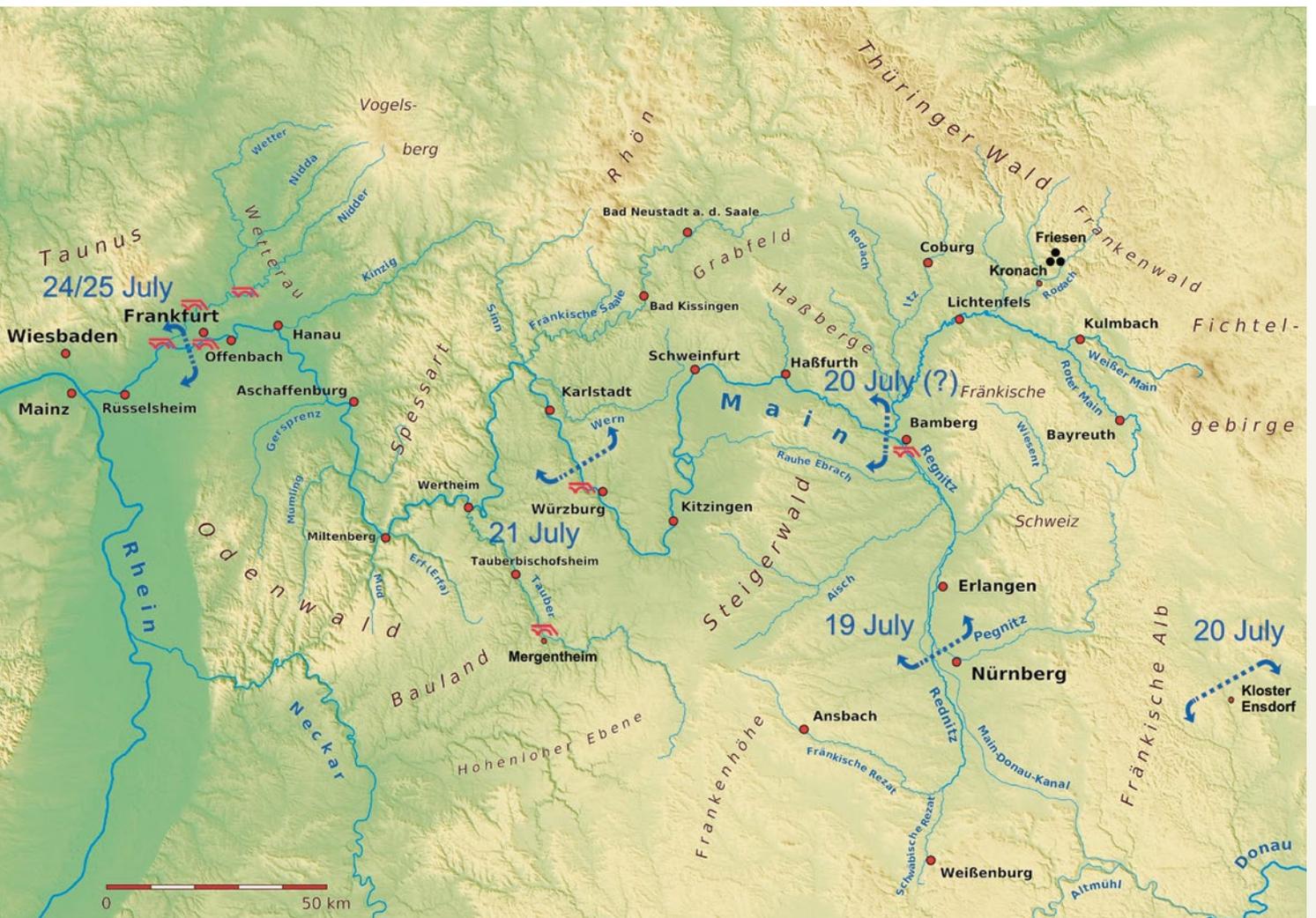
Jahrtausendflut

Bekannt ist das Jahr 1342 für zwei extreme Flutereignisse: Im Februar folgte auf einen Warmluft-einbruch eine massive Schneeschmelze, die vor allem entlang der Elbe und Donau zu Hochwasser führte, das Verwüstungen anrichtete und zum Beispiel in Prag die steinerne Judithbrücke zum Einsturz brachte. Das zweite, größere Flutereignis im Juli 1342 ist auch an Elbe und Donau, darüber hinaus aber an Rhein, Main und Mosel sowie der Weser und vermutlich der Oder samt Zuflüssen zu verzeichnen. Am deutlichsten ist unser Bild vom Einzugsgebiet des Mains.^{Abb. 1}

»Im Jahr unseres Herrn 1342, am 21. Juli, dem Sonntag vor dem Jakobstag, stieg der Fluss Main höher als je zuvor und erreichte die Stufen der Würzburger Kathedrale, dabei umspülte er die ersten steinernen Statuen. Und die steinerne Brücke brach zusammen, und so auch Türme, Mauern und viele Steinhäuser. Und in diesem Jahr war eine Flut von dieser Art in ganz Deutschland und auch in anderen Regionen.«²

Als Ursache wird bisher von der hydrologischen Forschung eine extreme Vb-Wetterlage angenommen.³ Ein Tief weicht dabei von der üblichen West-Ost-Zugbahn ab, saugt sich über dem Golf von Genua und der Adria mit Feuchtigkeit voll und dreht dann über Ostmitteleuropa ein, wo es sich an Ostalpen, Karpaten und Erzgebirge abregnet. Eine solche Konstellation war jeweils ursächlich für die Hochwasser der Oder 1997, der Elbe 2002 und der Flut von Elbe, Saale und Elster im Jahr 2013. Die hydrologischen Modellierungen der Niederschläge von 1342, die im Kern auf Angaben zu Wasserständen in Schriftquellen beruhen, gehen dabei von einer bis zu 100-fachen Niederschlagsmenge im Vergleich zur Elbeflut 2002 aus. Die statistische Wiederkehrwahrscheinlichkeit

MARTIN BAUCH leitet am GWZO die Nachwuchsforschungsgruppe »The Dantean Anomaly 1309–1321«. Das Ziel des durch ein Freigeist-Fellowship der Volkswagen-Stiftung finanzierten Vorhabens ist es, die rapiden Klimaveränderungen im 13. und 14. Jahrhundert in einen historischen Kontext zu setzen. Gemeinsam mit Kollegen hat der Historiker unlängst den Sammelband *Heilige, Helden, Wüteriche. Herrschaftsstile im langen Jahrhundert der Luxemburger* bei Böhlau herausgegeben.



eines solchen Ereignisses ist einmal alle 1000 Jahre, weswegen auch von der »Jahrtausendflut« 1342 gesprochen wird.

Trockenheit im großen Flutjahr

Dass wir uns das Jahr 1342 dabei keineswegs als durchgehend feucht und kalt vorstellen dürfen, zeigen nicht nur die Chroniken, die keineswegs von anhaltendem Regenwetter zwischen Februar und Spätsommer 1342 sprechen. Vielmehr gibt es gerade aus dem nordwestdeutschen Raum Hinweise, dass im April und Mai 1342 eine niederschlagsfreie Periode vorherrschte, wobei sich diese lange Trockenheit auch aus dem Wettertagebuch des englischen Klerikers William Merle nachweisen lässt, der in Oxford schrieb und so quasi im Normaldurchzugsgebiet mitteleuropäischer Niederschläge Aussagen treffen konnte. Auffällig ist eine Häufung von Stadtbränden im Reich in dieser Zeit: Ende Mai in Eisenach, in Landshut und Breslau Anfang Mai und in Limburg Anfang

Juni 1342. Hinzu kommt, wenige Tage nach dem Brand in Landshut, ein Erlass Kaiser Ludwigs des Bayern für seine Residenzstadt München, dort nur noch feuerfeste Ziegeldächer anstelle von Holzschindeln und Stroheckung für alle Gebäude innerhalb der Stadtmauern zu verwenden. Die Forschung zu historischen Stadtbränden in der Frühneuzeit hat nachgewiesen, dass neben Kriegshandlungen vor allem Dürreperioden der Hauptrisikofaktor für die Entstehung von Feuerkatastrophen in vormodernen Städten sind;⁴ eine These, die den ungewöhnlich dichten Beleg für Brände im Jahr der Magdalenenflut erklären hilft.

Abb. 1 Einzugsgebiet des Mains während der Magdalenenflut 1342.
Blaue Daten: Nachgewiesene Scheitelpunkte der Flut am jeweiligen Ort
Rote Symbole: Zerstörte Brücken
Drei schwarze Punkte: Archäologisch plausibel gemachter Zusammenhang von Erosion und Wüstungsprozess bei Kronach

Ergänzt werden diese Hinweise auf sehr widersprüchliche Niederschlagsverhältnisse 1342 durch die Befunde der Dendrochronologen.^{Abb. 2} Die Ausprägung von Baumringen spiegelt in mitteleuropäischen Breiten in erster Linie die Menge der Niederschläge in der Vegetationsphase; und für den Sommer des fraglichen Jahres lässt sich keine überdurchschnittliche Feuchtigkeit erkennen. Dies spricht für die Kombination aus Trockenheit und kurzfristigem, wenn auch exzessivem Niederschlag zwischen März und Juli 1342.

Infrastrukturen: Zerstörung, Wiederaufbau, Adaption

Nicht nur der Vorgängerbau der Prager Karlsbrücke versank im Februar 1342 in der Moldau, auch die Dresdener Elbbrücke wurde vom Winterhochwasser mitgerissen. Und die Juliflut hinterließ noch deutlichere Spuren an den mitteleuropäischen Infrastrukturen: Über 30 zerstörte oder wiederaufgebaute Brücken an Rhein, Main, Donau, Weser und Elbe lassen sich für 1342 nachweisen.^{Abb. 3}

Gerade im Fall von Neubauten – wie bei der erst 1357 begonnen Karlsbrücke oder im Fall der spätestens

1343 im Bau befindlichen Balduinbrücke in Trier – finden sich technische Innovationen wie zur Flutseite hin verstärkte oder an den Strömungsverhältnissen ausgerichtete Brückenpfeiler, die den teuren Bauwerken vermutlich eine größere Widerstandskraft gegen künftige Hochwasserereignisse geben sollten. An der Donau bei Straubing unternahmen die Mönche von Oberaltaich sogar den ersten belegten Durchstich einer Donauschleife, um ihr Kloster künftig vor weiteren Überschwemmungen zu schützen.⁵ Der Fluss folgt bis heute dem Lauf, der im Nachklang der Magdalenenflut mit einem aufwändigen Infrastrukturprojekt definiert wurde.

Im Hinblick auf die Sicherheit von Infrastrukturen kann die Forschung zur Magdalenenflut auch für die Gegenwart und Zukunft bedeutsam sein: Vergleicht man die errechneten Pegelhöchststände für das Hochwasser mit den Annahmen, die den Hochwasserschutzmaßnahmen, etwa am Main, für Industrieanlagen, ja selbst für Atomkraftwerke, zugrunde gelegt wurden, kommen Zweifel an deren Sicherheit im Fall eines Jahrtausend-

Abb. 2 Dendrodaten für Holz aus den Balken von Burg Karlstein und dem Altstädter Brückenturm der Karlsbrücke

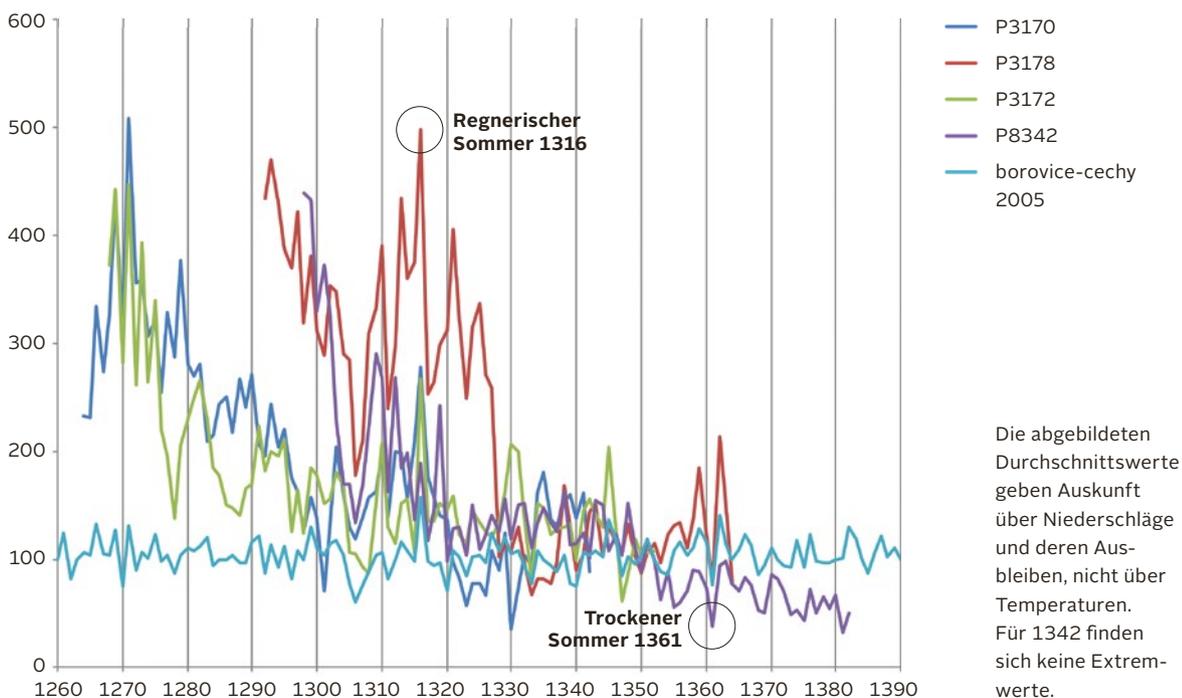




Abb. 3 Rekonstruktion zerstörter und wieder-aufgebaute Infrastrukturen, 1342–1344.

Rote Symbole:

Zerstörte Brücken

Braune Symbole:

Reparierte Brücken

Blaue Symbole:

Neu erbaute Brücken

Orange Sterne:

Andere, von der Flut beeinflusste Infrastrukturen wie Mühlen, Kanäle und Dämme

ereignisses auf, wie sie ähnlich bereits für die Schweizer Anlagen am Oberrhein formuliert worden sind.⁶ Die historische Tiefenperspektive bei der Erforschung von Naturkatastrophen hat also unmittelbare Bedeutung für die Sicherheit von Infrastrukturen im 21. Jahrhundert, das mit dem anthropogenen Klimawandel einen dem 14. Jahrhundert vergleichbaren Anstieg von Extremhochwassern erwarten lässt.

Erosion und Wüstungen

Die geomorphologische Forschung, soweit sie sich mit historischen Erosionsprozessen beschäftigt, weist schon lange darauf hin, dass die Starkregenereignisse in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts von außergewöhnlicher Dimension waren. So soll ein einziges, in ganz Mitteleuropa nachweisbares

Extremereignis für 40% der Gesamterosion des vergangenen Jahrtausends verantwortlich sein.⁷ Die an Dutzenden von Untersuchungsstellen in Mitteleuropa nachweisbaren Erosionslagen können weder naturwissenschaftlich noch archäologisch präzise datiert werden; letztlich erfolgte über die zahlreichen Aufzeichnungen zur Magdalenenflut eine Feindatierung auf das Jahr 1342. Tatsächlich sprechen die Schriftquellen von der Abtragung bzw. Anlagerung von Humus und Sand im Zuge der Niederschläge und Hochwässer. Auch die bereits erwähnte Trockenperiode könnte die Anfälligkeit des Bodens für Erosion substantiell erhöht haben.

»Es ergossen sich vom Himmel nämlich Regengmassen, Gewässer brachen aus der Erde hervor, Flüsse zerstörten die Dämme, Quellen und Gießbäche strömten aus der Erde, die Flüsse erhoben ihre Wasser, so dass sie über ihre Ufer traten, nicht nur die Saaten und viele Pflanzen auf den Feldern, sondern auch die Äcker selbst und die Wege vernichteten, in Burgen, Städte, Dörfer und Kirchen eindringen, bis über die Altäre anwachsen, Mauern und Türme umstießen, zahlreiche Menschen und Zugtiere ertränkten und viele andere Schäden herbeiführten.«⁸

Archäologische Forschungen zu Wüstungen in Franken und im Solling haben darüber hinaus plausibel gemacht, dass der Verlust fruchtbarer Ackerkrume ein entscheidender Faktor in der Aufgabe von Siedlungen gewesen sein könnte. Somit kann die »Agrarkrise des Spätmittelalters« klimageschichtlich um eine wichtige Dimension jenseits demographischer und ökonomischer Aspekte erweitert werden.

Unklare ökonomische Folgen: Teuerung und Hunger

Trotzdem ist es auf der Basis von Schriftquellen äußerst schwierig, einen eindeutigen ökonomischen Impact der Magdalenenflut nachzuweisen: Zwar gibt es nicht wenige Hinweise auf eine Teuerung von Lebensmitteln, nicht zuletzt von Getreide, zwischen 1342 und 1344, etwa in normativen Quellen wie den Würzburger Polizeisätzen, die Spekulationen mit

Nahrungsmitteln eindämmen helfen sollten und in unmittelbarer zeitlicher Nähe zum Hochwasserereignis standen.⁹ Auch Bildquellen der 1340er Jahre thematisieren Hunger, indem sie zum Beispiel den Tod als vierten apokalyptischen Reiter darstellen, der auf einem geflügelten Löwen sitzt. Im Höllenschlund ist eine Personifikation des Hungers (*fames*) zu sehen, die auf ihren geöffneten Mund deutet. (Möglicherweise zeigt die hier abgebildete Darstellung auch den reichen Prasser aus Lk 16, 19–31). **Abb. 4**

Doch serielle Quellen zu Ernteerträgen und Preisen fehlen im Untersuchungsgebiet. Auch die Chronisten berichten allenfalls von einer Teuerung, aber von keiner weit **Abb. 4** Biblia pauperum, um sich greifenden Hungersnot. 1340er Jahre, Kloster Denkbar wäre, dass im Juli 1342 St. Petri, Erfurt



schon große Teile der Ernte eingebracht waren und daher keine unmittelbaren Konsequenzen für die Ernährungssicherheit der Bevölkerung drohten. Was sich hingegen greifen lässt, ist ein weitverbreitetes Unsicherheitsgefühl. So regelten die Meißener Domherren im Herbst 1342 die Verteilung der Geld- und Getreidezinsen in der näheren Zukunft und fügten hinzu, dass nur die Kanoniker berücksichtigt würden, die die jeweiligen Daten lebend erreichten:¹⁰ eine in dieser Form völlig einmalige Formulierung, die sich wohl nur durch einen Eindruck höchst bedrohter Lebensverhältnisse erklären lässt. Trotzdem bleibt festzuhalten, dass eine substantielle Nahrungsmittelknappheit eher in der zweiten Hälfte der 1340er Jahre zu verorten ist als im Kontext der Magdalenenflut.

Kulturelle Reaktionen: Die »Erfindung« der Magdalenenflut

Den bleibenden Eindruck, den das extreme Julihochwasser 1342 im kulturellen Gedächtnis Mitteleuropas hinterlassen hat, lässt sich nur an wenigen, jedoch eindrücklichen Beispielen rekonstruieren: Die längste Tradition begründete die Reaktion der Bürger von Frankfurt auf den Einsturz der steinernen Mainbrücke, als die Scheitelwelle der Flut in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli die Bögen der Brücke überspülte. Daraufhin fasteten die Bürger und organisierten eine erste Prozession unter Beteiligung aller sozialen Schichten der Stadt, um die Gnade Gottes für ihre gestrafte, nachweislich zu großen Teilen überflutete Stadt zurückzuerlangen.¹¹ Diese Prozession, die künftig jährlich bis zur Reformation am Magdalenenstag (22. Juli) wiederholt werden sollte, berührte in ihrer Streckenführung alle 1342 überspülten Teile der Stadt, darunter prominent das Kloster der auch als Weißfrauen bezeichneten Magdalenerinnen, wo eine Inschrift an den von Bürgern gelobten Umgang erinnerte. Die Weihe einer Magdalenenkapelle in der Hauptkirche St. Bartholomäus, dem Endpunkt der Prozession, verstärkte erneut die Verbindung zwischen dem Flutereignis und der reuigen Sünderin Maria Magdalena, der sich die büßenden Bürger, die sich in ihrer Sündhaftigkeit von Gott gestraft glaubten, besonders verbunden fühlen konnten.

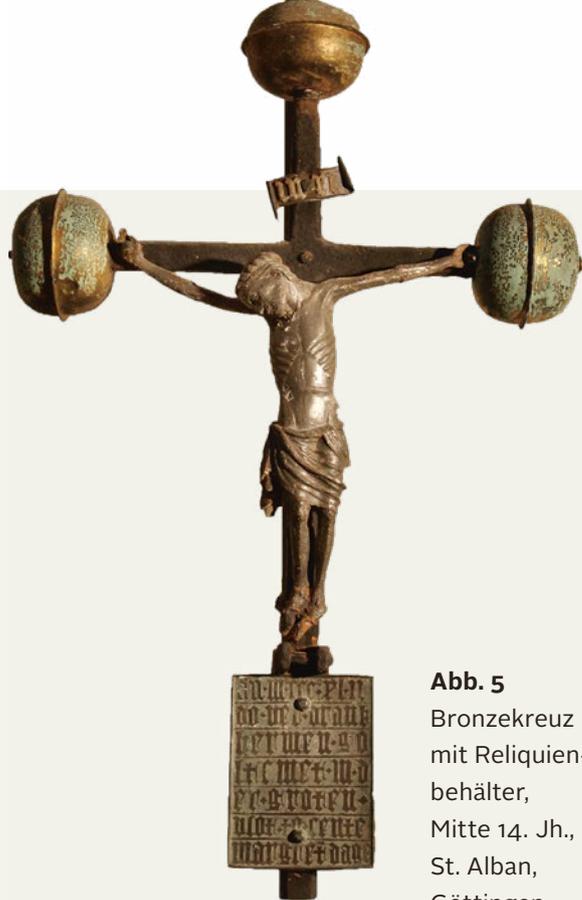


Abb. 5
Bronzekreuz
mit Reliquien-
behälter,
Mitte 14. Jh.,
St. Alban,
Göttingen

Die Bezeichnung des Ereignisses als »Magdalenenflut« in Erinnerungskultur und Forschung geht vermutlich stärker auf diese Frankfurter Interpretation zurück als darauf, dass der Hochwasserscheitel tatsächlich am Magdalenenstag (22. Juli) zu verzeichnen gewesen wäre; tatsächlich variierte der Höhepunkt der Flutwelle je nach Lage am Fluss. Wie wenig präzise die Erinnerung schon wenige Jahre später gewesen sein muss, zeigt sich nicht zuletzt an einem Reliquienkreuz, das ein Göttinger Bürger vermutlich in den 1350er Jahren für seinen Vater stiftete. **Abb. 5** Die Inschrift »an(no) m° ccc° xl ii do ver drank hermen goltsmet in der groten vlot to sentemargret(en) dage« erinnert an Hermann den Goldschmied, der in der Flut des *Margaretentages* (also am 12. oder 13. Juli!) 1342 ertrunken sei.¹²

Die 1340er Jahre als klimahistorisches »Schlüsseljahrzehnt« am Vorabend der Pest

Von besonderer Bedeutung könnte die Magdalenenflut aber im Kontext der gesamten 1340er Jahre werden, die als kaum erforschtes, klimahistorisches

Schlüsseljahrzehnt der Übergangsperiode von der Mittelalterlichen Warmzeit zur sogenannten Kleinen Eiszeit gelten. Darauf deuten mehrere Indizien hin: Das Jahr 1342 zeigt weit über Mitteleuropa hinaus anomale Züge – besondere Trockenheit auf den britischen Inseln bei gleichzeitig sehr feuchten Kon-ditionen im östlichen Mittelmeerraum. Auch der asiatische Monsun war aus dem Gleichgewicht ge-raten, was sich einerseits durch enorme Regenfälle in Ostafrika manifestierte, die wiederum zu maximalen Nilfluten führten, andererseits wurden die Reisanbaukulturen Südostasiens von wieder-holten Dürren heimgesucht. In China waren die Jahre 1343–1346 von kalten und feuchten Bedingun-gen geprägt. Dass wirklich global eine rapide Klima-veränderung vorlag, machen nicht zuletzt dendro-chronologische Daten deutlich, die in beiden Hemisphären eine Synchronisierung des Baum-wachstums in diesen Jahren insinuieren.¹³

Was hinter diesen Veränderungen im globalen Klimasystem steckt, ist nach wie vor ungeklärt.

Es gibt Hinweise auf einen bislang nicht genau lokali-sierten, tropischen Vulkanausbruch im Jahr 1344,¹⁴ der eine klimatisch relevante Dimension erreicht haben könnte. Doch seine Datierung ist bisher ebenso unsicher wie die tatsächliche Veränderung des Klimas durch die Eruption. Europaweit einheitlich verzeichnen die Chronisten seit 1345 zunehmend kalte, feuchte Sommer und daraus resultierend erste Hungersnöte und Epidemien, bevor 1347 das Pest-bakterium über Konstantinopel Sizilien und schließ-lich die Hafenstädte des nördlichen Mittelmeerraums erreichte. Die spezifische Rolle, die feucht-kalte Witterungsbedingungen bei der rasenden Verbreitung des Schwarzen Todes in Europa spielten, ist ebenso eine ungeklärte Frage der Klimageschichte. Doch eines zeichnet sich mit Gewissheit ab: Es wäre falsch, die Magdalenenflut nur für ein isoliertes Einzelereignis zu halten – vermutlich war sie ein wichtiger Domino-stein in einer Kaskade natürlicher Stressoren für die europäischen Gesellschaften unmittelbar vor den Umwälzungen der Pest.

1 BRAZDIL, Rudolf/PFISTER, Christian et al.: Historical climatology in Europe – the State of the Art. In: *Climatic Change* 70 (2005), 363–430.

2 Inschrift am Würzburger Hof zum Gro-ßen Löwen, Übersetzung: Martin Bauch.

3 JACOBET, Jacundus/PHILIPP, Andreas/ NONNENMACHER, Matthias: Atmospheric circulation dynamics linked with pro-minent discharge events in Central Europe. In: *Hydrological Sciences Jour-nal* 51/5 (2006), 946–965, hier 961.

4 PFISTER, Christian: When Europe Was Burning: The Multi-season Mega-drought of 1540 and Arsonist Paranoia. In: *Historical Disaster Experiences. A Comparative and Transcultural Survey between Asia and Europe*. Hg. v. Gerrit J. SCHENK. Heidelberg 2017, 155–185.

5 NEUEDER, Hans: Oberaltaich. Geschichte eines bedeutenden bayerischen Bene-diktinerklosters. Regensburg 2012, 47–49.

6 WETTER, Oliver/PFISTER, Christian et al.: The largest floods in the High Rhine basin since 1268 assessed from documentary and instrumental evidence. In: *Hydrological Sciences Journal* 56/5 (2011), 733–758.

7 BORK, Hans-Rudolf/DOTTERWEICH, Markus: Jahrtausendflut 1342. In: *Archäologie in Deutschland* 4 (2007), 20–23.

8 De Origine et Abbatibus Monasterii Luccensis. In: *Scriptores Brunsvicensium illustrationi inservientes*. Bd. 3. Hg. v. Gottfried Wilhelm LEIBNIZ. Hannover 1711, 690–699, hier 695. Übersetzung nach Christoph Erich WEIDEMANN: *Geschichte des Klosters Loccum*. Hg. v. Friedrich Burchard KÖSTER. Göttingen 1822.

9 Würzburger Polizeisätze. Ausgewählte Texte, Gebote und Ordnungen des Mittelalters 1125 bis 1495. Hg. v. Hermann HOFFMANN. Würzburg 1955, Nr. 36–102.

10 Urkundenbuch des Hochstifts Meissen. Hg. v. Ephraim Gotthelf GERSDORF. Bd. 1, Nr. 440, 359.

11 GEDEON, Luitgard: Prozessionen in Frankfurt am Main. In: *Archiv für Mittelrheinische Kirchengeschichte* 52 (2000), 11–54, hier 21–26.

12 DI 19, Stadt Göttingen, Nr. 5 (Werner Arnold), in: www.inschriften.net, urn:nbn:de:0238-dio19g001k0000503.

13 CAMPBELL, Bruce M. S.: The Great Transition. Climate, Disease and Society in the Late-Medieval World. Cambridge 2016, 11, 208, 283 und passim; BROOKS, Timothy: Nine Sloughs: Profiling the Climate History of the Yuan and Ming Dynasties 1260–1644. In: *Journal of Chinese History* 1 (2017), 27–58.

14 SIGL, Michael et al.: Timing and climate forcing of volcanic eruptions for the past 2,500 years. In: *Nature* 523 (2015), 543–549, hier Fig. 3, doi:10.1038/nature14565.

DIETLIND HÜCHTKER

Die schöne Jüdin und Der Judenjunge

Geschlechterwechsel als Strategie des historischen Erzählens

Im ausgehenden 19. Jahrhundert erweiterten sich nicht nur die medialen Möglichkeiten, es formierten sich auch immer neue reformpolitische Richtungen und Bewegungen. Sie nutzten die populäre Erzählung, als Broschüre, Roman oder Fortsetzungsgeschichte in politischen und unterhaltenden Zeitschriften und Zeitungen, um (sozial- oder kultur-)politische Botschaften zu vermitteln. Diese »Bewegungs-Erzählungen« schilderten Benachteiligung, Not und Elend sowie eine Konversion oder einen Wandel zum Besseren am Beispiel von Lebensgeschichten; sie übersetzten eine Deutung sozialer Verhältnisse und eine

daraus resultierende Vision von einer besseren Zukunft in konkrete Erfahrungen ihrer Protagonistinnen und Protagonisten. Das heißt, sie verbanden geteilte Geschichte und geteilte Erfahrungen und entwarfen eine bessere Zukunft.¹

Der galizische Publizist, Schriftsteller und polnische Literaturkritiker jüdischer Herkunft Wilhelm Feldman (1868–1919)^{Abb. 1} veröffentlichte 1887 und 1888 zwei Erzählungen mit einer solchen Botschaft: *Piękna żydówka* (*Die schöne Jüdin*, ins Deutsche übersetzt 1890)^{Abb. 2 u. 3} und *Żydziak* (*Der Judenjunge*, ins Deutsche übersetzt 1894/95).² ^{Abb. 4}

Abb. 1

Wilhelm Feldman.
Stanisław
Wyspiański, 1904



Interessant sind die Erzählungen nicht nur wegen ihrer Geschichte – beide handeln von einem lebensgeschichtlichen Aufbruch junger Menschen –, sondern auch aufgrund ihrer in der Literatur bislang kaum beachteten parallelen Konstruktion. Sie sind dicht hintereinander erschienen und beschäftigen sich mit dem gleichen Thema, dem Weg aus einer traditionsverhafteten abgesonderten Welt des Judentums in eine an die polnische Umgebung assimilierte Lebensweise.³ Angesichts von Feldmans ähnlicher Biographie wird diese Schilderung häufig als autobiographisch oder als erfahrungsgesättigt angesehen.⁴ Unkonventionell erscheint allerdings die Aufteilung der jüdischen Geschichte des 19. Jahrhunderts auf geschlechterdifferente Figuren, wobei die »schöne Jüdin« Klara Erfolg hat, während der »Judenjunge« Jizchak scheitert. Am Beispiel dieser Verschränkungen wird im Folgenden über die narrative Konstruktion von »Erfahrung«, »Geschichte« und »(Auto-)Biographie« nachgedacht.

In *Der Judenjunge* wird der Protagonist Jizchak in eine chassidische Familie geboren, in der der Vater sich den Thorastudien widmet, während die Mutter durch Kleinhandel die Familie ernährt. Jizchak geht in den Cheder, wo ihm mit Schlägen und durch stupides Wiederholen das hebräische Alphabet beigebracht wird. Früh fängt er an, die Glaubenssätze zu hinterfragen. Erste Kontakte zu weltlicher Bildung bekommt er mit 17 Jahren, als er einen Gymnasiasten überreden kann, ihm eine polnische Fibel zu überlassen. Er trifft auf die jüdische Familie Bauer aus Lemberg, die einem aufgeklärten, polonisierten Judentum anhängt. Die ungefähr gleichaltrigen Kinder, ein junger Mann und eine junge Frau, nehmen sich seiner an und vertiefen seine Kenntnisse des Deutschen und Polnischen, vor allem aber seine Wahrnehmung der »modernen« Welt. Von seinen chassidischen Mitschülern wird er der weltlichen Lektüre verdächtigt, ausgegrenzt und sogar tätlich angegriffen. Das Verhalten seiner ebenfalls an der Tradition zweifelnden, aber zumindest nach außen die Form wahren Mitschüler verurteilt Jizchak als falsch und heuchlerisch. Ausschlag für seine Flucht nach Lemberg gibt letztlich der elterliche Versuch, ihn zu verheiraten. In Lemberg wendet er sich an die Familie Bauer. Zwar bemüht sich der Bruder um ihn, aber da Jizchak nichts Brauchbares gelernt hat, findet er keine Anstellung und ohne Beziehungen zur Lemberger jüdischen Elite auch von dort keine Unter-

stützung. Die Tochter, in die sich Jizchak schon im Sommer verliebt hatte, ohne seine Gefühle deuten zu können, will nichts mehr von ihm wissen, da sie sich seiner linkischen Unwissenheit schämt. Am Ende ist Jizchak bereit, jede Arbeit anzunehmen, und sucht die Hilfe seines Zimmergenossen. Der, selbst seit Wochen arbeitslos, stiehlt ihm jedoch sein letztes Geld. In seiner Verzweiflung verbringt Jizchak eine Nacht auf einer Parkbank, wird als Vagabund aufgegriffen und schwer krank ins Spital eingeliefert.

»Die schöne Jüdin« ist die Tochter eines Getreide- und Holzhändlers, der zwar religiös, aber »nicht mehr abergläubisch« ist. Seine Frau hingegen, von ihren Eltern verheiratet, steht den Vorstellungen ihrer Tochter verständnislos gegenüber. Der Vater lässt seiner Tochter eine gute Schulbildung angedeihen, sie geht auf die Dorfschule und erhält privaten Religionsunterricht, mit zehn wird sie nach Lemberg in ein Mädchenpensionat geschickt. Wie Jizchak wird sie immer stärker von der Suche nach Aufrichtigkeit und Wahrheit beherrscht, sie denkt mehr und mehr »polnisch« und fühlt sich von der Falsch-

heit ihrer Verwandten ebenso abgestoßen wie vom Jargon und Schmutz ihres Dorfes. Nach Beendigung des Pensionats richtet der Vater ihr ein Zimmer im »modernen« Stil ein, beschafft ihr eine Unmenge von Büchern und spricht Polnisch mit ihr. Klara liest und liest, ohne Anleitung und ohne ein bestimmtes Ziel. Sie freundet sich mit der Tochter des griechisch-katholischen Dorfpopen an, der sie mit antisemitischer Literatur versorgt, ihre Zweifel an der jüdischen Kultur bestärkt und sie von einer Taufe zu überzeugen sucht. Auch für Klaras Ausbruch ist der Versuch, sie zu verheiraten, entscheidend. Der Vater entdeckt die antisemitischen Schriften und ordnet die sofortige Hochzeit an. Dies empfindet Klara als Erniedrigung. Sie lässt sich mit Hilfe des Popen taufen. Am Tag der Taufe taucht der völlig verzweifelte Vater auf und versucht, sie im letzten Moment zurückzugewinnen, aber die

Die Historikerin **DIETLIND HÜCHTKER** beschäftigt sich seit langem mit Geschlechterkonstruktionen und deren Bedeutung für die Geschichte. Die obigen Überlegungen sind am Rande ihrer Forschungen zu *Geschichte als Performance* (Campus 2014) entstanden. Inzwischen verfolgt sie die Frage, wie das Wissen über Jugend zu einer neuen Perspektive auf die Volksrepublik Polen beitragen kann.

Prozess und als Erfahrung. Jizchaks Weg verweist auf innerjüdische Konflikte, die Gleichgültigkeit eines assimilierten Bürgertums, das keinen Sinn für die materiellen Grundlagen seiner eigenen Ideale hat und dem traditionellen Judentum mit Distanz und Vorurteilen begegnet. *Die schöne Jüdin* thematisiert ebenfalls eine Entwicklung, mehr als im *Judenjungen* kommen dabei die Reaktionen der nichtjüdischen Umwelt in den Blick, die als ein aufklärerischer Prozess geschildert werden: Klara repräsentiert am Ende eine überzeugte Jüdin, eine gelungene Identifikation. Ihren Weg kann man als Fortsetzung von Jizchaks Entwicklung und als Vollendung des zeitgenössischen Emanzipationsnarratives lesen: Aus der abgeschlossenen Welt des Chassidismus oder der Orthodoxie über die Assimilation an die umgebende Gesellschaft hin zu einem modernen und selbstbewussten Judentum.⁷ Am Ende steht eine sozial orientierte und rational begründete Weltsicht in Kombination mit einer partnerschaftlichen Liebesbeziehung.

Vergleicht man die Geschlechterpositionen, werden die spezifischen Konstruktionen dieser Erzählungen erkennbar. In der Gegenüberstellung erscheinen sie nämlich umgekehrt zur gängigen Erwartungshaltung: Zunächst der Erfolg der Frau und das Scheitern des Mannes, dann institutionelle Bildung für die Frau, Selbstbildung beim Mann, Klaras Berufstätigkeit, Jizchaks Erwerbslosigkeit, körperliche Schwäche und starke Gefühle der Verzweiflung bei Jizchak, Durchhaltevermögen und Stärke bei Klara. Hinzu kommt eine strukturelle Verschränkung am Beginn der Erzählungen: Während die Geschichte über Klara mit dem Vater anfängt, beginnt die über Jizchak mit der Mutter. Noch deutlicher, geradezu manifest wird die Verkehrung der

Geschlechterordnung, als sich Jizchak gegen die väterlichen Thorastudien auflehnt, und als die lieblose Mutter Klaras vorgestellt wird. Die »Verkehrung« der Geschlechterordnung verweist auf einen weiteren zeitgenössischen Diskurs über das religiöse Judentum: die als traditionell und als der europäischen Zivilisation fremd wahrgenommenen Geschlechterrollen.⁸ Die Spiegelung Jizchaks in Klara und die Inszenierungen der quasi vertauschten Geschlechterrollen kann man als Schwierigkeit deuten, von den religiös

Abb. 4 Hier erschien der erste Teil von Wilhelm Feldmans *Der Judenjunge*

Zeitung des Judenthums.

Ein unparteiisches Organ für alles jüdische Interesse.

Diese Zeitung erscheint wöchentlich. Abonnements-Preis: Durch Buchhandel, Post oder direkt von der Expedition in Berlin unter Streifenbogen vierteljährlich 3 M. Redakteur: Sussas Karpels.

Begründet von
Rabbiner Dr. Ludwig Philippson-Bonn.
Verlags-Expedition: Berlin, Jerusalemstr. 48/49

Alle Zusendungen für Redaktion und Expedition sind an die Adresse: Verlag der „Allgem. Zeitung des Judenthums“, Berlin S.W., Jerusalemstr. 48/49 zu richten. Verlag von Nabel & Hoffe, Berlin.

Inhalt. Leitartikel: Eine Parallele. — Die Woche. — Der fünfundsiebzigste Jahrestag. Von Rechtsanwalt Emil Lehmann in Dresden. — Ein Vorschlag für unsere Waisen. Von J. Rödel. — Briefe vom Rhein. Von S. W. — Beiträge zur vergleichenden Grammatik. Von Dr. H. Klennerer (Hort.). — **Reiselerinnern:** Die Blinde und die Heintette. Von Julius Stettenheim. — **Der Judenjunge:** Eine Erzählung aus Ostgalizien von Wilhelm Feldmann. — **Litterarische Mitteilungen.** — **Sprechsaal.** — **Der Gemeindevorstand.** **Berichtsvorbringen und Nachrichten:** Berlin, Danzig, Osnabrück, Hannover, Altona, Westf., Stuttgart, Wien, Budapest, New-York, Mexiko. — **Von Nah und Fern.** — **Miscellen.**

Eine Parallele.

Berlin, 4. Juli.

Wie unsere Leser schon aus den Tagesblättern entnommen haben, ist in Ungarn die Rezeption der Juden in kaum einer Stunde in der General- und Spezialberatung angenommen worden. Angesichts der gegenwärtigen Lage der Juden in diesen anderen Ländern verdient die Thatsache ganz besonders hervorgehoben zu werden, daß sich kein einziger antisemitischer Accent in die Diskussion mischte und daß auch jener katholische Geistliche, welcher gegen das Gesetz stimmen zu wollen erklärte, weil es den Uebertritt vom Christenthum zum Judentum gestattet, im Uebrigen die Rezeption der Juden als etwas Selbstverständliches bezeichnete. Der Referent Gega Pap entwarf in einem halbständigen, vom ganzen Hause mit großer Aufmerksamkeit angehörten Plaidoyer ein interessantes historisches Bild der tausendjährigen wechselvollen und leidensreichen Geschichte der Juden in Ungarn, derweilte lange Zeit bei den Verdiensten, welche sich dieselben um die nationale und materielle Entwicklung des Landes erworben haben, und empfahl unter allgemeiner Zustimmung die Annahme des Gesetzes. Alle Fraktionen des Hauses ließen hierauf durch kurze Erklärungen ihrer Zustimmung Ausdruck geben, und, nachdem der Kultusminister in wenigen Worten seine Befriedigung darüber ausgesprochen hatte, daß die Vorlage so widerspruchlos aufgenommen wurde, gelangte dieselbe zur Annahme. Mit Ausnahme von drei Geistlichen stimmte das ganze Haus für dieselbe.

Das ist ein historischer Vorgang von großer Tragweite, eine geschichtliche Thatsache von hoher Bedeutung. Die Juden Ungarns dürfen auf diese Anerkennung ihrer nichtjüdischen Mitbürger mit Recht stolz sein. War es doch gerade Ungarn, wo die antisemitische Bewegung zuerst ihre parlamentarische Vertretung gefunden hat. Und nun ist diese wie vom Erdboden weggefegt und alle Versuche, das Drama von Tisza-Eslar noch einmal auf ungarischem Boden aufzuführen, scheitern an dem gesunden und freien Sinn des ritterlichen Volkes der Magyaren.

Es ist natürlich, daß ein solcher Vorgang von selbst zur Betrachtung der eigenen Zustände und Verhältnisse herausfordert. In Deutschland sind die Juden nach dem Gesetz und der Verfassung ebenfalls gleichberechtigt, das Judenthum aber nimmt eben noch nicht dieselbe Stellung ein. Speziell in Preußen gehört dasselbe nur zu den „gebildeten Religionsgenossenschaften“, und eine der jüngsten Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichtes lenkt von Neuem die Aufmerksamkeit auf diese Thatsache. Es heißt in dieser Entscheidung:

„Die Synagogen-Gemeinden in Preußen sind — im Gegensatz zu den vom Staat ausdrücklich aufgenommenen evangelischen und katholischen Gemeinden — hinsichtlich ihrer von ihnen selbst zum Gottesdienst benutzten Synagogen nach einem Urtheil des Ober-Verwaltungsgerichtes, II. Senat vom 15. Dezember 1893, einkommenschaftspflichtig, indem das Einkommen nach dem Miethswert zu bemessen ist. — Die Synagogen-Gemeinde zu Königsberg in Preußen ist daselbst für 1891/92 hinsichtlich der von ihr zum Gottesdienst benutzten Synagoge zur Kommunal-Einkommensteuer herangezogen worden. Die Klage der Synagogen-Gemeinde gegen die Stadtgemeinde auf Freistellung von der Besteuerung wurde vom Bezirksausschuß abgewiesen, indem es die Anwendung des Erkenntnisses des O.-V.G. vom 17. Mai 1892, welches die Kirchengemeinden hinsichtlich ihrer Kirchen für nicht einkommenschaftspflichtig erklärt hatte, auf den vorliegenden Fall deshalb ablehnte, weil jenes Erkenntnis sich nur auf diejenigen Gebäude bezogen hatte, welche zur Ausübung des Gottesdienstes der vom Staat ausdrücklich aufgenommenen Kirchengemeinden bestimmt seien. Auf die Berufung der Klägerin bestätigte das O.-V.G. das Urtheil des Bezirksausschusses, indem es begründend ausführte: „Wenn das O.-V.G. am 17. Mai 1892 auf Grund der bestehenden Gesetzgebung angenommen hat, daß in Ausübung der Kirchen“, so lange deren Bestimmung zu gottesdienstlichen Zwecken dauert, mit der bezeichneten Bestimmung unvereinbare rechtliche Verhältnisse nicht entstehen können, so muß jetzt auch bezüglich der Synagogen gefragt werden, ob denselben durch eine dem Gebiete des unmittelbaren geistlichen Rechts angehörige Vorschrift eine ähnliche Ausnahmebestellung angewiesen sei. Da aber eine derartige Bestimmung fehlt, so hat der Vorderrichter den seitens der Klägerin erhobenen Anspruch mit dem nämlichen Recht zurückgewiesen, wie dieses seitens des unterzeichneten Senats schon in mehreren Fällen den Universitäten gegenüber bezüglich der Universitätsgebäude geschehen ist. Einer Argumentation, daß die diesseitig in Betreff der „Kirchen“ anerkannte Rechtsnorm analog auch auf die Synagogen anzuwenden sei, würde jedoch der Umstand entgegenstehen, daß die §§ 17 u. 18 II 11 A.-L.-R. eben nur von den seitens des Staats ausdrücklich aufgenommenen Kirchengesellschaften handeln, sowie ihrer Natur und der im Gesetze ihnen angewiesene Stellung nach eine Uebertragung auf andere Korporationen nicht gestattet.“

Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß diese Entscheidung eine völlig korrekte ist. Aber es ist wohl gestattet, gerade im Hinblick auf die Ereignisse in Ungarn, darauf hinzuweisen, daß selbst ein so konsequenter Kultusminister wie Graf Jedlik-Zrinyi

bestimmten Männlichkeitsidealen des chassidischen Judentums zu einer »modernen« säkularisierten Männlichkeit zu finden. Erst die glückliche Liebesgeschichte stellt eine Ordnung der Geschlechter her, allerdings eine neue Ordnung: das gleichberechtigte Arbeitspaar unter männlicher Führung. Er gibt die neue Devise aus: »Wir sind nicht ein Liebespaar aus einem Romane, sondern ein Paar Arbeiter, das Hand in Hand durch das Leben zu gehen wünscht.«⁹ Die Geschlechterbilder sind Symbole für gesellschaftliche Ordnung und Unordnung, die die Geschichte in Erfahrung übersetzen. Die Erzählstrategie der Geschlechterdoppelung erhellt sie als Konstruktion. Die Fragmentierung bedeutet aber auch die Möglichkeit, Konventionen aufzulösen und »sich zu emanzipieren«.

Das literarische Experiment, den gleichen Gegenstand mit geschlechterdifferenten Protagonisten zu erzählen, verweist also auf die Ambivalenzen der Emanzipationsoptionen und gleichzeitig auf Gestaltungsmöglichkeiten. Kaum etwas wird im 19. Jahr-

hundert so selbstverständlich als naturgegebene Wesenheit verstanden wie Geschlecht. Die Geschlechterdoppelung kann man daher als Zeichen für die Unsicherheiten über die »neuen Grundwahrheiten« lesen. Die Spannungen zwischen der Eröffnung neuer Möglichkeiten und der Festschreibung neuer Wahrheiten, zwischen Antisemitismus, Emanzipation und naturgegebener Identität bestimmte das politische und literarische Engagement des Autors, sei es für die Assimilation der Juden oder für ein demokratisches und unabhängiges Polen.¹⁰ Das eigentlich »Autobiographische« von Feldmans Erzählung läge folglich weniger in der Übereinstimmung von Lebenslauf und Erzählung, als in der Erzählstruktur selbst. Die Geschlechterkonstruktion als Strukturierungsprinzip symbolisiert die Ambivalenzen zeitgenössischer Selbst- und Weltansicht – sie macht die Anstrengung deutlich, die die Konstruktion von Geschichte und Erfahrung für die politischen Bewegungen und Reformprojekte der Zeit bedeutete.

1 HÜCHTKER, Dietlind: Geschichte als Performance. Politische Bewegungen in Galizien um 1900. Frankfurt–New York 2014, 302–315.

2 FELDMAN, Wilhelm: Piękna Żydówka. Szkic psychologiczno-społeczny. Kraków 1887; deutsch als: Die schöne Jüdin. Eine sozial-psychologische Erzählung. Magdeburg 1890/Amsterdam o. J.; DERS.: Żydzia. Szkic psychologiczno-społeczny. Lwów 1888; deutsch als: Der Judenjunge. Eine Erzählung aus Ostgalizien. In: Allgemeine Zeitung des Judentums 58 u. 59 (1894 u. 1895).

3 Siehe POLONSKY, Antony: The Jews in Poland and Russia. Vol. II: 1881 to 1914. Oxford–Portland, Oreg. 2010, 120–140 u. 267f.

4 Siehe zu Feldman u.a. MENDELSON, Ezra: Jewish Assimilation in L'viv. The Case of Wilhelm Feldman. In: Nation-building and the Politics of Nationalism. Essays on Austrian Galicia. Hg. v. Andrei MARKOVITS und Frank E. SYSYN. Cambridge/Mass. 1982, 94–110.

5 HÜCHTKER, Dietlind: Der »Mythos Galizien«. Versuch einer Historisierung. In: Die Nationalisierung von Grenzen. Zur Konstruktion nationaler Identität in sprachlich gemischten Grenzregionen. Hg. v. Michael G. MÜLLER und Rolf PETRI. Marburg 2002, 81–107.

6 FISCHER, Annemarie: Die »Schöne Jüdin« in Oper und Schauspiel. Heinrich Marschners Der Templer und die Jüdin, Salomon Hermann Mosenthals und Josef Bohuslav Foersters Debora(h). In: Judenrollen. Darstellungsformen im europäischen Theater von der Restau-

ration bis zur Zwischenkriegszeit. Hg. v. Hans-Peter BAYERDÖRFER u. Jens Malte FISCHER, u. Mitarb. v. Frank HALBACH. Tübingen 2008, 57–75; GRÖZINGER, Elvira: Die schöne Jüdin. Klischees, Mythen und Vorurteile über Juden in der Literatur. Berlin–Wien 2003, 7–28; PROKOP-JANIEC, Eugenia: Polish-Jewish Literature in the Interwar Years. Syracuse, NY 2003, 49f.

7 MENDELSON, Ezra: From Assimilation to Zionism in Lvov. The Case of Alfred Nossig. In: Slavonic and East European Review 49 (1971), 521–534.

8 HÜCHTKER, Dietlind: Geschichte, 190f.

9 FELDMAN, Wilhelm: Die schöne Jüdin, Amsterdam o. J., 251.

10 KLÜGER, Ruth: Katastrophen. Über deutsche Literatur. Göttingen 1994, 59–82.

»Studenten aller Länder, helft euch!«¹

Humanitäre Hilfe für Studierende im östlichen Europa
1920–1925

ISABELLA LÖHR

Der Erste Weltkrieg endete nicht mit dem Waffenstillstand im November 1918 und auch nicht mit den Pariser Friedensverträgen. Vielmehr markierte der Waffenstillstand vielerorts den Übergang von einem globalen Krieg zu neuen, teils äußerst gewaltsamen Konflikten, die entweder Bürgerkriege waren oder in denen um Unabhängigkeit, Staatsbildung oder territoriale Zuschnitte gekämpft

Abb. 1 Erster ESR-Kongress im Juni 1923 in Parad/Ungarn mit Teilnehmern aus 39 Ländern

wurde. Die fortgesetzte Gewalt war vor allem ein Problem im östlichen Europa, wo das formale Kriegsende wenig bedeutsam erschien. Hier bildeten Revolutionen, Nations-

bildungsprozesse und der Zerfall der imperialen Strukturen des Russischen, des Deutschen, des Habsburger und des Osmanischen Reiches den Ausgangspunkt für Konflikte. In diesen überlagerten sich imperiale, ideologische, soziale und ethnische Konfliktlinien – so zum Beispiel in den noch osmanischen Provinzen Thrakien oder Kleinasien oder in den bewaffneten Konflikten zwischen polnischen, ukrainischen und sowjetrussischen Verbänden, in den Auseinandersetzungen im Baltikum oder im russischen Bürgerkrieg.² Hinzu kam eine gewaltige Flüchtlingskrise, ein Erbe des Ersten Weltkriegs, für dessen Bewältigung der neu geschaffene Völkerbund den Norweger Fridtjof Nansen berief, der sich als



Hoher Kommissar für Flüchtlinge zunächst für die Repatriierung von Internierten und demobilisierten Soldaten aus Russland einsetzte.

In dieser Phase gewannen private Hilfsorganisationen wie der 1919 gegründete Save the Children

Fund, der Kinder in Deutschland und Österreich-Ungarn vor dem Hungern bewahren wollte, die von der US-Regierung finanzierte American Relief Administration (ARA) oder das von den Quäkern getragene American Friends Service Committee an Bedeutung. Sie sprangen ein, wo entweder keine staatlichen Unterstützungs- und Wohlfahrtsstrukturen existierten

ISABELLA LÖHR ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am GWZO in der Abteilung »Verflechtung und Globalisierung«, wo sie sich mit der Entstehung des modernen Völkerrechts aus einer ostmittel- und südosteuropäischen Perspektive beschäftigt. Jüngst erschien im Campus-Verlag der Sammelband *Bessere Welten. Kosmopolitismus in den Geschichtswissenschaften*, den sie gemeinsam mit Bernhard Gißibl herausgegeben hat.

oder Gruppen aus ethno-nationalen Motiven von Fürsorge ausgeschlossen wurden. Denn zusätzlich zu Gewalt und kriegerischen Auseinandersetzungen hatte die Zivilbevölkerung der Mittelmächte und in vielen der neuen Staaten im östlichen Europa wegen zerstörter Infrastruktur, geringen Ernteerträgen und Währungskrisen mit Lebensmittelmangel zu kämpfen, was mit der schweren Hungerskrise in Russland 1921–1922 seinen traurigen Höhepunkt erreichte. Hier leisteten private Organisationen humanitäre Hilfe in Form von Lebensmitteln, Kleidung und medizinischer Versorgung – für einige Organisationen zugleich eine willkommene Gelegenheit, ihre Vorstellung von humanitärer Hilfe als politisches Instrument zu erproben.³

European Student Relief

Eine dieser neu aus der Taufe gehobenen Organisationen war European Student Relief (ESR).^{Abb. 1} Sie entstand Anfang 1920 mehr oder weniger ad hoc, nachdem Nachrichten über die massenhafte Verarmung und Unterernährung von Studierenden in Wien öffentlich geworden waren. Mithilfe eines weltweiten Spendenaufrufs legte ESR innerhalb weniger Wochen ein Hilfsprogramm auf, das sich an

notleidende Studenten und Studentinnen in Ostmittel- und Osteuropa richtete. Es bestand aus der Beschaffung und Verteilung von Kleidung, Lebensmitteln, der Vermittlung von bezahlbaren Unterkünften und aus der medizinischen Versorgung von Studierenden, die zum Beispiel unter Tuberkulose oder Typhus litten. Während ESR sich als eigenständige Organisation erst im Sommer 1920 gründete, reichten die Hilfeleistungen zu diesem Zeitpunkt bereits über Wien hinaus. Zunächst waren es österreichische Universitätsstädte wie Graz, Innsbruck oder Leoben, in denen Studierende versorgt wurden. Im Januar 1921 erreichten die Hilfsmaßnahmen Universitäten in Polen, Deutschland und Ungarn. Im gleichen Monat startete eine Kooperation mit der ARA, die die Versorgung von Studierenden in Litauen und der Tschechoslowakei sicherstellte, während ESR Hilfsprogramme für Studierende in Estland, Lettland sowie in Kleinasien anschoob und sich um geflohene Studierende in Frankreich und der Schweiz kümmerte. Zuletzt kam Anfang 1922 die Versorgung von Studierenden in 16 sowjetischen Universitätsstädten hinzu. Zwischen 1920 und Ende 1925, als European Student Relief seine Hilfe einstellte, hatte die Organisation mit Sitz in Genf insgesamt 11.693 Millionen Schweizer Franken Spenden gesammelt.⁴ Alleine bis 1923 verteilte ESR dieses Geld in Form von warmen Mahlzeiten, Nahrungsmitteln, Kleidung, Unterkünften, Heizmaterial, Büchern, Labortechnik, Immatrikulationsgebühren und medizinischen Behandlungen an geschätzte 105.000 Studierende in 17 Ländern, womit ESR ungefähr ein Fünftel der Studentenschaft im östlichen Europa erreichte.⁵ Wer stand hinter dieser Organisation, warum dieser Fokus auf Studierende und wie war es möglich, innerhalb so kurzer Zeit die gesamte osteuropäische Universitätslandschaft trotz der schweren politischen, sozialen und militärischen Krisen mit lebenswichtigen Gütern zu versorgen?

Mission im universitären Gehäuse

ESR war ein Ableger des Christlichen Studentenweltbundes. Dieser protestantische Verband gründete sich 1895 im schwedischen Vadstena anlässlich eines



Abb. 2 Kleider-
spende für
notleidende Stu-
dierende in Ost-
europa, Genf
Treffens der christlichen
Studentenbewegungen in
Skandinavien. Der Verband
war tief in der evangelikalen
Erweckungsbewegung verwur-
zelt, wie sie im 18. Jahrhundert

im transatlantischen Raum entstand, und richtete sich ausschließlich an Studenten und Studentinnen. Inhaltlich ging es um Evangelisierung. Die christlichen Studierenden hatten sich die Missionierung Nicht- oder Andersgläubiger auf die Fahnen geschrieben. Das erklärte Ziel war es, eine religiöse Gemeinschaft der akademisch gebildeten, protestantischen Jugend zu formen, die das Christentum in der Welt verbreiten sollte. Zu diesem Zweck initiierten die christlichen Studierenden ihre Bekehrungen an den Universitäten. Sie sprachen die Kommilitonen und Kommilitoninnen an, die sich noch nicht zum protestantischen Glauben bekannt hatten, und versuchten, sie über Bibelkreise oder Gespräche für den Protestantismus zu gewinnen. Während diese Gruppen an Universitäten in Nordamerika, Großbritannien und im preußischen Deutschland fest etabliert waren, standen Ostasien, die katholisch geprägten Regionen Europas (insbesondere Österreich-Ungarn und Frankreich), das orthodoxe Osteuropa und das muslimische Osmanische Reich ganz oben auf der Expansionsagenda des Studentenweltbundes.

Das Anliegen des Verbands stand und fiel mit dem freiwilligen Engagement seiner Mitglieder. Vor 1914 war dies vor allem die freiwillige Mission in Süd- und Ostasien sowie im Nahen Osten. Parallel dazu kultivierten die Mitglieder sozialreformerische Programme, wie sie sich beispielsweise im britischen

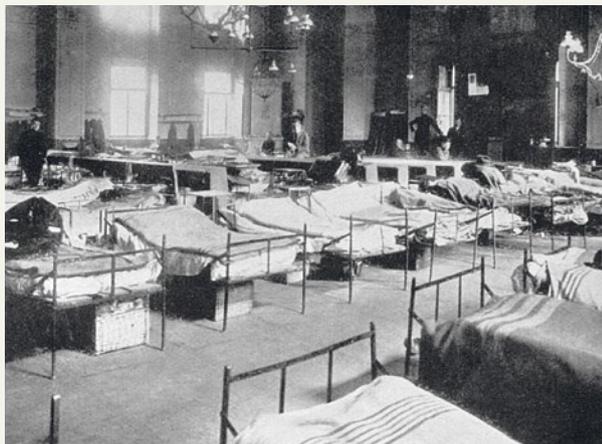


Abb. 3 Prager
Kaffeehaus als
provisorische Bleibe
für 70 ukrainische
Studenten
settlement movement Bahn
brachen. Sie lenkten die Auf-
merksamkeit auf soziale Pro-
bleme in den eigenen Gesell-
schaften, wo die eigentliche
Aufgabe für die christliche Be-

kehrungsarbeit gesehen wurde. Außerdem hatten die lokalen Verbände des Studentenweltbundes vor 1914 internationale Bildungsmobilität als neues Thema für sich entdeckt, das ihnen ganz neue Perspektiven für eine »moderne«, weil urbane Bekehrung öffnete. Der Verband entwickelte schrittweise Methoden, wie Bildungsmigranten und -migrantinnen, die beispielsweise aus chinesischen Provinzen an Universitäten in Tokio reisten oder die aus dem Russischen Reich kommend an schweizerischen Universitäten studierten, vom christlichen Glauben überzeugt werden könnten. Zu diesem Zweck baute er eine komplexe Infrastruktur auf, die aus lokalen Empfangs- und Betreuungskomitees, aus Studentenwohnheimen und aus einem ausgedehnten Netz von (mobilen) Korrespondenten bestand, die gut über die Mobilitätswege und die konkrete Lebenssituation von ausländischen Studierenden informiert waren.

Globale Krisenexpertise und internationale Zusammenarbeit

Die Hilfsaktionen des ESR^{Abb. 2-4} stützten sich auf dieses weltweite Netzwerk, das der Christliche Studentenweltbund vor 1914 aufgebaut hatte. Im Ersten Weltkrieg hatte der Verband diese globale

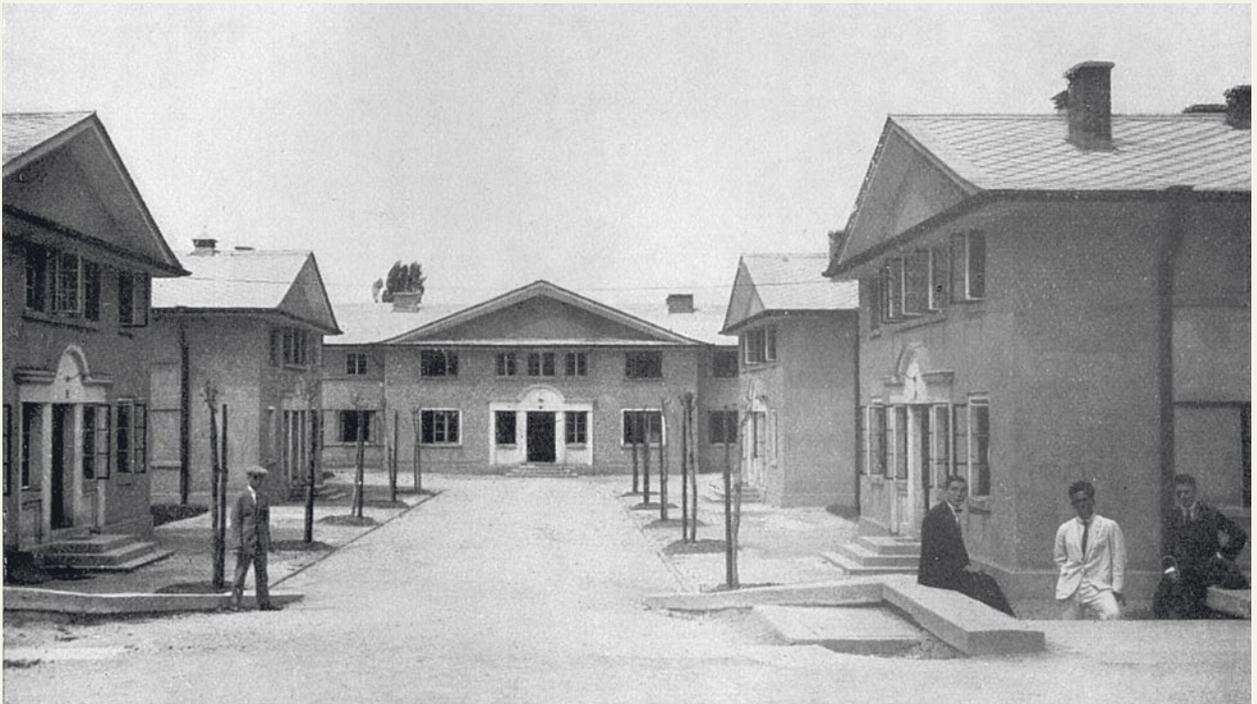


Abb. 4 Von Studenten mit Hilfe des ESR errichtete Häuser, Zagreb

Infrastruktur bereits genutzt, um Studierenden, die vor den Kriegshandlungen geflohen waren, mit Unterkünften, Lebensmittelhilfen und Bildungsangeboten unter die Arme zu greifen. Daneben war der Studentenweltbund gemeinsam mit dem Weltverband der Christlichen Vereine Junger Männer in der Kriegsgefangenenfürsorge aktiv gewesen, wo er Hilfeleistungen vom Roten Kreuz um ein sozial-kulturelles Programm ergänzte.

In beiden Bereichen hatte der Verband während des Krieges genug Knowhow gesammelt, um ESR zügig anzuschließen. Allerdings gelang dies nicht sofort in allen Ländern. Das hatte damit zu tun, dass der Verband in den gerade aufgelösten Imperien nur bedingt Fuß fassen konnte, weil der Protestantismus dort verhältnismäßig wenig Einfluss hatte. Hinzu kamen ab 1917 politische Schwierigkeiten mit den Bolschewiki, die die Arbeit des Verbands in der Sowjetunion erschwerten. Deswegen mobilisierte ESR zunächst andere Hilfsorganisationen, die in seinem Auftrag in Universitätsstädten aktiv wurden.

Die Quäker verteilten Hilfsgüter an Studierende in Österreich, Ungarn, Polen und Deutschland. Das amerikanische YMCA übernahm einen Teil dieser Aufgaben für Polen und die Tschechoslowakei, während

ARA die baltischen Staaten und die neuen Staaten in Ostmitteleuropa belieferte. Diese Kooperationen waren strategisch wichtig. Wie im sowjetischen Fall hatten die ARA und das von Nansen geleitete International Relief Committee to Russia mit den Bolschewiki bilaterale Abkommen abgeschlossen, in denen die Durchführung von Hilfsmaßnahmen genau geregelt waren. ESR profitierte von diesen Abkommen: Die Verantwortlichen erhielten die Erlaubnis, das Land zu betreten, vor Ort aktiv zu werden und sie wurden von Transportgebühren sowie der Pflicht befreit, Verwaltungskosten an die lokalen Behörden abzuführen.⁶

Ein osteuropäisches Vermächtnis?

Nationale oder internationale Spendenkampagnen, die in Not- oder Katastrophenfällen die Opfer humanitärer Krisen mit überlebenswichtigen Gütern versorgten, waren als solche nicht neu. Der griechische Unabhängigkeitskampf in den 1820er Jahren oder Hilfeleistungen während der Hungersnot 1892 in Russland standen prototypisch für humanitäre Aktionen privater Gruppen, die sich für einen fernen Anderen einsetzten. Neu an dieser Kampagnenführung war die Spezialisierung auf eine Gruppe, der die gesammelten

Spenden ausschließlich zugutekommen sollten. Save the Children etablierte diese Form der Erzeugung eines exklusiven Mitleids zeitgleich zum ESR.⁷ Im Unterschied zur Hilfskampagne für hungernde Kinder beschränkte ESR aber auch den Kreis der potentiellen Spender. Es wurden nur Studenten und Studentinnen zum Spenden aufgerufen, verbunden mit der Aufforderung, die eigenen finanziellen Handlungsspielräume im Wissen um das Leid der studentischen Anderen bewusst und soweit wie möglich zu reduzieren. Mit Erfolg: Das Geld floss aus 39 Ländern nach Genf, wobei der Löwenanteil von Studierenden aus Großbritannien, den Niederlanden, Südafrika, Schweden und den USA kam.⁸

Im Unterschied zu Save the Children war ESR Teil des Christlichen Studentenweltbundes und damit einer übergeordneten, dezentralen Struktur, für die das humanitäre Engagement ein Standbein neben Mission, Sozialarbeit und Bildungsmobilität war, die den Verband vor 1914 bereits beschäftigt hatten. Entsprechend umstritten war die Frage, inwieweit die humanitäre Hilfe ein Türöffner sein könnte, um der schon länger bedauerten Abwesenheit des östlichen Europas im Verband zu begegnen. Oder in den Worten der Verantwortlichen: »Ripeness of the fields for an evangelistic effort. Dare the Federation ignore or must the Federation because of Relief implications abstain from taking advantage of the opportunity offered?«⁹ Das Ergebnis blieb gemischt. In allen Ländern Osteuropas, in denen ESR tätig war, entstanden zwar christliche Studentenbewegungen oder bereits existierende erhielten Zulauf. Das galt selbst

für die Sowjetunion, deren christliche Studentenbewegung sich im Pariser Exil neu formierte. Aber diese nationalen Bewegungen entwickelten sich nicht immer zu den missionarischen Brückenköpfen, die der internationale Verband sich gewünscht hatte.

Das Vermächtnis, das die humanitäre Hilfe des ESR in Osteuropa dem Christlichen Studentenweltbund ins Stammbuch schrieb, entfaltete sich vielmehr jenseits dessen. Die Hilfeleistungen leiteten einen grundlegenden Richtungswechsel ein. Sie brachten erstens der sozialen Arbeit und dem Eintreten für bürgerliche Rechte den Durchbruch und lösten damit das traditionelle Missionskonzept ab, das bereits vor 1914 von einer jungen Generation infrage gestellt worden war, ein Konflikt, der den Verband tief gespalten hatte. Zweitens bewirkte der Kontakt mit Studierenden aus dem östlichen Europa, die entweder konfessionslos waren oder der orthodoxen bzw. katholischen Kirche angehörten, eine ökumenische Öffnung des Studentenweltbundes. Ab 1926 akzeptierte der Verband die Existenz verschiedener konfessioneller Gruppen in seinen Strukturen beziehungsweise die lose Kooperation mit diesen. Und schließlich führten die Erfahrungen mit den sogenannten *refugee students* aus und in den neuen Staaten Osteuropas zur Ausweitung und Institutionalisierung von Mobilitätsprogrammen. Der eigens dafür gegründete International Student Service, der 1926 an Stelle des ESR trat, entwickelte sich in der Zwischenkriegszeit zu einem der maßgeblichen globalen Akteure in diesem Feld.

1 SCHAIRER, Reinhold/HOFFMANN, Conrad: Die Universitätsideale der Kulturvölker. Leipzig 1925, VII.

2 BÖHLER, Jochen: Europas »Wilder Osten«. Gewalterfahrungen in Ostmitteleuropa 1917–1923. In: Osteuropa 64 (2014), 141–155.

3 Einen guten Überblick gibt Daniel MAUL: Appell an das Gewissen – Fridtjof Nansen und die Russische Hungerhilfe 1921–1923. In: Themenportal Europäische Geschichte, 01.01.2011, <http://www.europa.clio-online.de/essay/id/artikel-3604> (01.04.2018).

4 Dieses Budget entsprach ungefähr

dem Außenhandelsüberschuss, den die Schweiz 1920 und 1921 mit Getreide, Hülsenfrüchten, Gemüse und Obst erwirtschaftete. Vgl. Historische Statistik der Schweiz. L: Aussenhandel, [http://www.fsw.uzh.ch/hstat/hss0/l_s_files.php?chapter_var=l&lang=\(01.04.2018\)](http://www.fsw.uzh.ch/hstat/hss0/l_s_files.php?chapter_var=l&lang=(01.04.2018)).

5 Triennial Report of the European Student Relief of the World's Student Christian Federation. Submitted July 1, 1923 by Conrad HOFFMANN, Jr., Executive Secretary. Genf 1923, 30.

6 Triennial Report of the European Student Relief, 45.

7 DROUX, Joëlle: Life during Wartime: The Save the Children International Union and the Dilemmas of Warfare Relief, 1919–1947. In: Dilemmas of Humanitarian Aid in the Twentieth Century. Hg. v. Johannes PAULMANN. Oxford 2016, 185–206.

8 ROUSE, Ruth: Rebuilding Europe. The Student Chapter in Post-War Reconstruction. London 1925, 216–217.

9 Minutes of the Student Relief Committee held at Annandale, Golders Green, London, July 25th 1922. In: World Council of Churches Archives, 213.05.5/5.

Eine Geschichte nicht geschehener Dinge

Leben und Werk einer fiktiven ungarischen Dichterin

BEÁTA HOCK

Hier soll im Weiteren von einem Stück ungarischer Literatur des ausgehenden 20. Jahrhunderts die Rede sein, von der Gedichtsammlung *Psyché: Egy hajdani költőnő írásai* (1972, *Psyché: Schriften einer Dichterin aus fernen Tagen*), ein Band, der zwar von einem arrivierten männlichen Autor stammt und doch aus der Feder einer (fiktiven) Autorin.¹ Die Hauptrollen in diesem Buch spielen Erzsébet Mária Psyché Lónyai (besser bekannt als Psyché; angeblich 1795–1831) und László Ungvárnémeti Tóth (1788–1820). Erstere ist eben jene fiktive Verfasserin, deren Leben und Werk Gegenstand des Buches sind, Letzterer nimmt einen nicht unwichtigen Platz im Leben der Autorin ein, auch er ein Dichter, einer allerdings, den es tatsächlich gegeben hat und dessen Werke ebenfalls im Band nachzulesen sind.

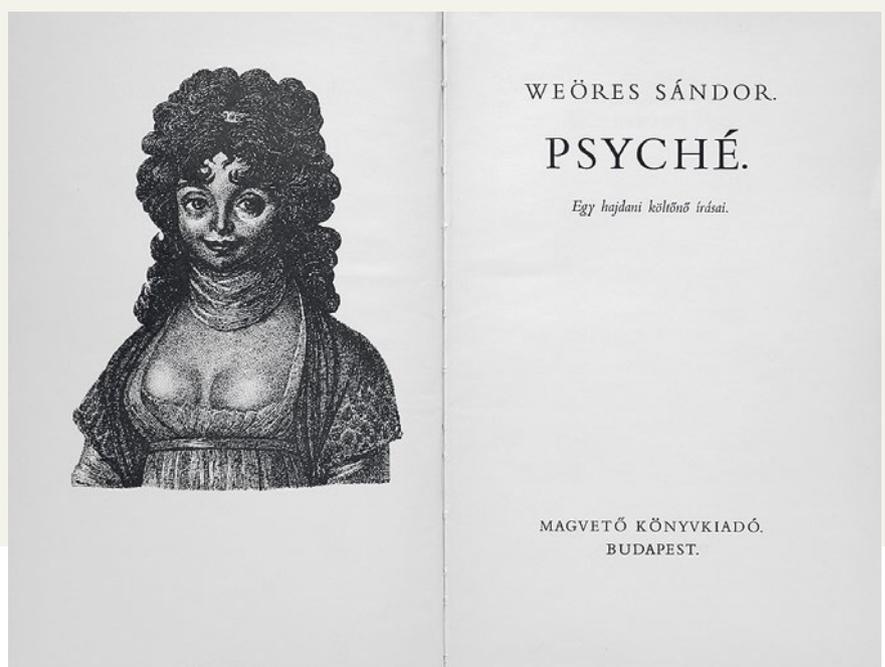
László Ungvárnémeti Tóths anspruchsvolle Lyrik steht in der Tradition antiker Dichtung und wurde seinerzeit im kleinen erlesenen Kreis derer, die klassisches Griechisch lasen oder schrieben, hoch geschätzt. Allerdings stieß in der einheimischen Literaturszene des frühen 19. Jahrhunderts eine solche Dichtkunst auf nur geringe Anerkennung. Damals bevorzugte man patriotische Themen, die in der Muttersprache abzuhandeln waren. Dies mag auch der Grund gewesen sein, warum Ungvárnémetis Werke seiner-

zeit keine Wiederauflage erfuhren und man seine Dichtung schon bald nach seinem Tod vergaß. Und noch eine dritte Person spielt eine Rolle, der ungarische Schriftsteller Sándor Weöres (1913–1989) nämlich, der die beiden Charaktere in *Psyché* zusammenführt und ihre Leben verflucht. Da die beiden Hauptfiguren um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert lebten beziehungsweise »lebten« und schriftstellerisch tätig waren, stößt man in *Psyché* auf ein Ungarisch, wie es im frühen 19. Jahrhundert gebräuchlich war. Auch die Lyrik der erdachten Autorin wird in dieser altertümlichen ungarischen Sprache präsentiert, auf einem Sprachstand vor der jetzt gültigen Sprach- und Orthographiereform.

Ein außergewöhnliches Leben in Schablonen

Soweit die autobiographisch anmutenden Gedichte, Prosafragmente, Briefe und weitere Schriften

Abb. 1 »Porträt« und
Werkausgabe der
Dichterin Erzsébet
Mária Psyché Lónyai



dieses Bandes die Rekonstruktion einer Biographie der Verfasserin nahelegen, passte Erzsébet Mária Psyché Lónyais Abstammung in kein herkömmliches gesellschaftliches Raster: der Vater ein Adliger, die durch Adoption zur Gräfin gewordene Mutter eine Nachfahrin des Roma-Königs Sindel. Früh macht sich die Mutter mit einem in ganz Europa bekannten Roma-Geiger davon, das dreijährige Kind im Schlepptau. Von diesem Zeitpunkt an verbringt Psyché die Kindheit mal in einer Roma-Kolonie, mal in der Obhut von Klosterschwestern. Mittlerweile zu einer unwiderstehlich schönen jungen Frau herangewachsen, zeigt sich bald ihre dichterische Begabung.^{Abb. 1} Die eigentliche Dichtkunst bringt ihr der verkannte Dichter László Ungvárnémeti Tóth bei. Mit 18 Jahren bittet Psyché einen ihrer Bewunderer, einen gewissen Maximilian Zedlitz, sie aus der Abgeschiedenheit eines Dominikanerinnenklosters zu befreien ... und Psychés »Vagabundenjahre« nehmen ihren Anfang. Von nun an verführt sie die halbe Welt – Intellektuelle, Adlige, Politiker, Männer aller Art und aus aller Herren Länder verfallen ihr; mal lebt sie im Glanz, mal im Elend. Mit 28 Jahren heiratet sie schließlich ihren Wohltäter Freiherr von Zedlitz, der ihr eine in jeder Hinsicht offene Ehe verspricht. Motor ihres Lebens bleibt jedoch weiterhin, die Karriere ihrer Jugendliebe László Ungvárnémeti Tóth voranzutreiben und seine schriftstellerischen Ambitionen zu unterstützen. Eigene Gedichte schreibt sie nun kaum noch. Sie entwickelt mit den Jahren allerdings ein Interesse für die Unabhängigkeits- und Modernisierungsbestrebungen der frühen ungarischen Reformzeit, weshalb sie sich von ihrem abgelegenen schlesischen Gut nach Pest-Buda begibt. Dort hält sich zu dieser Zeit auch Ungvárnémeti Tóth auf, was ihren bis dahin so toleranten Ehemann zu krankhafter Eifersucht veranlasst. Psychés Leben nimmt bei einer Ausfahrt auf den schlesischen Ländereien ein frühes Ende: Ein aufgebracht Zedlitz, ein unbezähmbares Pferd und Psyché gerät unter die Kutschräder. Ungeklärt bleibt, ob es sich um einen tragischen Unfall oder um den mörderischen Anschlag eines eifersüchtigen Ehemanns gehandelt hat.

Die Realität unrealisierter Möglichkeiten

Im Epilog zu Psychés Werkausgabe stellt sich Weöres als bloßer Entdecker der unbekannt Dichterin dar; mit seiner Herausgebermystifikation macht und ermächtigt er seine Protagonistin zur Autorin. An diesem Punkt lohnt es, sich noch einmal die Anfänge der feministischen Geschichtsschreibung in Erinnerung zu rufen: In den 1970er Jahren hatten sich feministische Forscherinnen und Forscher aller Disziplinen darangemacht, Leben und Werk von Autorinnen, Künstlerinnen, Philosophinnen und anderen öffentlichen Persönlichkeiten aufzuspüren und diese in ihr Recht zu setzen. Diese Geschichtskorrektur ging zeitgleich mit einer breiteren Aufdeckung von Ausgrenzungsmechanismen und Voreingenommenheiten in den bis dahin als neutral und objektiv angesehenen Fachkanones einher. Auch Literaturhistorikerinnen bemühten sich zu jener Zeit, offenbar werdende Lücken in der literarischen Überlieferung zu füllen und weibliche Traditionslinien herauszustellen. Vor einem solchen Hintergrund wird deutlich, dass sich Sándor Weöres für die ungarische Literatur eben dieser Aufgabe angenommen hatte, und dies bereits in den ausgehenden 1960er Jahren, noch vor jeglicher bewusst feministischer Unternehmung.

Nach jahrelangen Recherchen veröffentlichte Weöres dann 1977 unter dem Titel *Három veréb hat szemmel* (Drei Spatzen mit sechs Augen) eine weitere, zweibändige Anthologie, diesmal mit Raritäten und Sonderbarkeiten ungarischer Dichtkunst. In dieser Sammlung, die vom Mittelalter bis zum frühen 20. Jahrhundert reicht, ließ er die Werke renommierter Dichter größtenteils links liegen. Er nahm vielmehr

BEÁTA HOCK arbeitet in der GWZO-Abteilung »Verflechtung und Globalisierung« zu kulturellen Dimensionen einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas. Mit ihrer Leseprobe kehrt die Kulturhistorikerin zu ihrem Studienfach »Literatur« zurück. Mit der aktualisierten Version ihrer längeren Studie zum Thema (in: Aspasia 2008) hat sie auf der GWZO-Jahrestagung 2017 *Ostfaktisch: Herstellung, Aneignung, Beugung – Geschichte(n) im Fokus von Politik, Wissenschaft und Kunst* gezeigt, dass Geschichtsfiktionen durchaus auch Richtigstellungen der Geschichte sein können.

»Regelverstöße« auf, mit denen schon die jeweiligen Zeitgenossen aufgrund der Kuriosität wenig anzufangen gewusst hatten. László Ungvárnémeti Tóth, eben jener der Antike verfallene Dichter und Jugendliebe Psychés, gehörte zu Weöres' Favoriten unter diesen Entdeckungen.

Drei Spatzen mit sechs Augen war ein bahnbrechendes Projekt: Es verfolgte ein klares Ziel, das darin bestand, den im weiteren Sinne exklusiven und zudem männlich dominierten Literaturkanon zu dekonstruieren. Weöres' Unterfangen erinnert dabei an die Vorgehensweise der kontrafaktischen Geschichtserzählung, die historische Quellen zum Ausgangspunkt für Gedankenspiele nimmt. Oder an einige Vertreter des New Historicism, darunter Catherine Gallagher oder Stephen Greenblatt, aber auch an den frühen Michel Foucault, die die überlieferte Geschichte dadurch herausfordern, dass sie statt objektiv zusammenhängender Gesamtnarrative eher ein Ensemble anekdotischer Fragmente anbieten und Hypothesen zum alternativen Verlauf der Geschichte aufstellen. Auch Weöres' Gedankenexperiment kann man als eine solche kontrafaktische oder nicht geschehene Geschichte bezeichnen: als Spur von Untergegangenem, als Protokoll dessen, was nie richtig überliefert wurde. Weöres' »Bergungsarbeiten« beschränkten sich nicht allein auf vergessene Autorinnen, allerdings schenkte er gerade dem »seltsamen Umstand, dass die ungarische Literaturwissenschaft das Dasein von Dichterinnen vollkommen übersehen hatte«, besondere Beachtung.² Und dies völlig zu Unrecht, »spiegeln« doch, wie Weöres feststellte, gerade »die Werke von Dichterinnen den Alltag mit einer Intensität wider, die man bei männlichen Dichtern kaum findet«.³ Der Schriftsteller machte sich also daran, in dem von ihm erstellten neuen, flexibleren Kanon auch Frauen einen deutlich sichtbaren Ort zuzuweisen.

»Ein beharrliches und verwirrendes Neudenken der Geschichte«⁴

Die Figur Psyché, die Weöres erschuf, erweist sich bei genauer Betrachtung als Verkörperung all der historischen Potentialitäten, auf die der Schriftsteller während der Rechercharbeiten zu seiner Anthologie gestoßen war und die bis dahin einem breiteren Lese- und Fachpublikum unbekannt geblieben waren. Weöres ersann Person und lyrische Welt Psychés, indem er biographische Momente und Teile aus dem Schaffen einer ganzen Reihe von ihm entdeckter realer Dichterinnen zu einer Biographie und einem Werkkorpus verdichtete. In der erfundenen Welt seines Buches lässt sich Psyché sogar

Abb. 2 Psychés
Goethe-Übersetzung

80

GÖTBE ÚR UTÁN.

NÁHE.

Wie du mir oft, geliebtes Kind,
Ich weiss nicht wie, so fremde bist,
Wenn wir im Schwarm der vielen Menschen sind,
Das schlägt mir alle Freude nieder.
Doch ja, wenn alles still und finster um uns ist,
Erkenn' ich dich an deinen Küssen wieder.

KÖZELSÉG.

Gyakorta, édes gyermekem,
Olly idegen vagy én-nekem,
Nem is tudom mért, emberek rajában,
Boldogságom mind szerte dúlva.
De ha környös-környűl tsend és homály leszen,
A tsókjaidrúl rád ismerek újra.

Ezen Traductio Historiája: Mi után ki-hoztak engem a zárdából, együtt utaztunk, Nagybátyám Mailath János német magyar Költő, s leánya Henriette piczi barátóm, továbbá két Zedlitz, a Poeta Christian s az Alchimista Maximilian, meg én. Weimaron át-vonúlva, Göthe urat meglátogatánk. A férfiak nem most elősször. Az öreg úr derűs és igen nyájas vala, ittuk véle együtt Christian franczúz pezsgő borát; de nem engedé Jánost pipálni, Christian Zigarre-ra gyűjtni, a sánta Maxot commodossan

als »echte« Verwandte einiger dieser Lyrikerinnen entschlüsseln; und sie kommt mit anderen auf die ein oder andere Weise in Berührung. Um hier nur ein einziges Beispiel anzuführen: Kombiniert man die Angaben im Roman mit biographischen Fakten jenseits des Textes, dann müsste die reale Dichterin Minka Czöbel (1855–1947) eigentlich die Enkelin Psychés sein ... Minka Czöbel verbrachte ihr Leben zurückgezogen auf dem Lande, weit entfernt von den literarischen Kreisen ihrer Zeit. Ihre äußerst innovative Dichtung erhielt zu Lebzeiten der Autorin kaum die ihr gebührende Anerkennung. An Minka Czöbels Wiederentdeckung ist Weöres, und das sollte nun nicht mehr überraschen, maßgeblich beteiligt.

Lange hatte die Literaturgeschichtsschreibung das auch von Frauen bevölkerte intellektuelle Feld überhaupt nicht wahrgenommen. Und nun erwies sich plötzlich Psyché als Fluchtpunkt eines lang verborgenen Stammbaums, und mehr als das, als allseits bekannte und ebenbürtige Zeitgenossin eines Heers von männlichen Schriftstellerkollegen.

Um Erzsébet Lónyais Existenz plausibel zu machen, erfindet Weöres ein kunstvolles biographisches Geflecht mit realen historischen Ereignissen und den Lebensgeschichten einer ganzen Reihe historischer Persönlichkeiten. Kunstschaffende und Politiker aus Europa und dem Ungarn der Reformzeit zollen Psyché sowohl galante als auch literarische Bewunderung. Laut Weöres hat nicht zuletzt Beethoven sein Lied *Für Elise* für Erzsébet (sprich: Elisabeth) Lónyai komponiert. Psyché und ihr Verlobter Maximilian Zedlitz haben den alternden Goethe in Weimar besucht und Psyché hat dessen Gedicht *Nähe ins Ungarische* übersetzt, obwohl sie vom Dichter-Fürsten nicht sonderlich angetan war ... ^{Abb. 2} Durch einen Zufall ergab sich in Tübingen eine Bekanntschaft mit Hölderlin, auch wenn Psyché gar nicht wusste, wen sie da eigentlich vor sich hatte. Es hieß allerdings, seine Gestalt und seine Verse hätten der Dichterin außerordentlich gefallen ... Mehr noch, der ungarische Baron, Politiker und Anführer des liberalen oppositionellen Adels Nikolaus Wesselényi verlor seine Unschuld an Psyché ... und Ferenc Kazinczy, Schriftsteller und Leitfigur der ungarischen Aufklärung, unterstützte Psychés dichterische Ambitionen. Er sah in ihr nicht nur die Dichterin, sondern auch seine Muse und widmete ihr zwei seiner Epigramme. In diesen Versen hob der mächtige

Abb. 3 Psyché und László Ungvárnémeti Tóth im Film *Narziss und Psyché*, Regie: Gábor Bódy, 1980



Literaturkritiker besonders Psychés Verdienst für die Dichtkunst hervor und ermutigte die junge Dichterin ausdrücklich, in ihren lyrischen Bemühungen fortzufahren. Ausgerechnet dieser Kazinczy war einer der Wenigen, die Ungvárnémeti Tóths elegante klassizistische Dichtkunst zu schätzen wussten; Kazinczy widmete *diesem* Protagonisten nun wirklich eines seiner Epigramme (das ist historisch verbürgt).

Mit einem dichten Netz an angeblichen Authentizitätsmarkern führt Weöres uns also vor, dass es schlicht dem unglücklichen Fehlen an Informationen geschuldet ist, wenn wir bislang nichts von Psychés Existenz gewusst haben. Weöres leistet, dank sorgfältiger literaturhistorischer Recherche und akribischer Beweisführung, die nötigen Vorarbeiten, die es uns ermöglichen, das erfundene Gesamtwerk einer fiktiven Dichterin als ebenso real wie jedes andere, lückenlos überlieferte Textkorpus aufzufassen. Mit der Übertragung der Autorschaft an eine imaginäre Dichterin, die mit den Literaten ihrer Zeit in engem Austausch stand und von ihnen anerkannt war, startet Weöres seine Intervention in den bis dahin weibliche Autorschaft exkludierenden Kanon. Mit Hilfe seiner Sammelgestalt, die Züge einer Vielzahl realer Zeitgenossinnen trägt, schreibt er das literarische Schaffen von Autorinnen nachträglich in die Literaturgeschichte ein.

Das hier vorgestellte Werk lädt zu Gedankenexperimenten ein: Was wäre gewesen, wenn eine Dichterin von der Art Erzsébet Lónyai tatsächlich gelebt hätte? Hätte es ein vergleichbares Oeuvre gegeben, was wäre dann anders in der Geschichte der Literatur? Welche Wirkung hätte ein solches Vermächtnis auf unsere Wahrnehmung der Geschichte? Oder sind unsere Erwartungen an den Manipulationsversuch eines experimentierfreudigen Autors viel zu hoch?

Der Literaturkritiker Pál Miklós gibt darauf folgende Antwort: Weöres' Bravourstück sei deswegen so bemerkenswert, weil es, obwohl reine Erfindung, bereits einiges ausgelöst habe; das Buch biete ein alternatives Narrativ, eine Geschichte nicht geschehener Dinge.⁵ Und der Literaturhistoriker Zoltán Kenyeres ergänzt: Das Werk von Weöres diene als Ersatz und fülle rückwirkend konkrete Lücken in der ungarischen Literaturgeschichte.⁶ Psychés Zeitgenossen sahen sich damals mit der Forderung konfrontiert, das Elend der Nation in ihrer Dichtung zu beklagen. Die Erfüllung dieser dringlichen Pflicht mag dafür verantwortlich sein, dass eine literarische Bearbeitung lebensnaher Thematiken weitgehend fehlte. Wohingegen die erfundenen Verse von Erzsébet Lónyai »es sich erlauben konnten, nur sprachlich, nicht unbedingt thematisch ›ungarisch‹ zu sein.«⁷ Diese Lücke betraf allerdings weitaus mehr als nur den literarischen Modus: Was fehlte, war ein »lässiger, großzügiger und befreiender Lebensstil«.⁸

Das Nachleben

Weöres' *Psyché* diene in der Folge nicht nur einmal als Quelle der Inspiration. Bezüge finden sich in verschiedenen Kunstformen, von denen hier nur zwei zur Sprache kommen: So schuf der Filmregisseur Gábor Bódy eines der bemerkenswertesten Beispiele ungarischer Filmkunst in der Auseinandersetzung mit Weöres' Roman. Sein eindrucksvoller Film *Nárcisz és Psyché* (1980, *Narziss und Psyche*) entwickelt die literarische Vorlage weiter, zum Beispiel dort, wo die Protagonistin in die Zeitumstände, die Reformbewegung des 19. Jahrhunderts, verwickelt ist.^{Abb. 3 u. 4} Die in Bódys Adaption der Dichterin *Psyché* zugeschriebenen Kommentare lassen eine implizit feministische Kritik an einer von Männern gemachten Geschichte und Politik laut werden.

Was die Literatur angeht, scheint es in der aktuellen ungarischen Belletristik einen regelrechten Trend zu geben, weibliche Autorschaft zu fingieren. Nicht alle Werke, die fiktiven Autorinnen zugeschrieben werden, sind gelungen und Gründe für *gender shift* gibt es viele. Eines dieser Werke ist hier dennoch nennenswert. Das Buch weist auf dem Cover Lili Csokonai als Verfasserin aus und das rückseitige Foto zeigt angeblich die Autorin. Im Erscheinungsjahr 1987 auf der Budapester Buchmesse präsentiert, wusste nur der Verleger, wem Csokonais Roman *Tizenhét hattyúk* (Siebzehn Schwäne) zuzuschreiben war; alle



Abb. 4 Ungvárnémeti und Freiherr von Zedlitz essen zu Abend im Film *Narziss und Psyche*, Regie: Gábor Bódy, 1980



Abb. 5 Péter Esterházy's Mystifikation als Schriftstellerin Lili Csokonai

anderen hätten es höchstens »mit Sicherheit errahnen können«. ⁹ Der hier seinen Namen verbergende Autor war kein geringerer als der anerkannte Schriftsteller Péter Esterházy (1950–2016). »Kaum metaphorisch gesprochen«, kommentierte Esterházy später, »da war kein Platz mehr, wohin man meinen Namen hätte schreiben können. Ihn zu nennen, ist belanglos und geradezu unmöglich geworden«. ¹⁰ Das Porträt auf der Rückseite des Umschlags zeigt im Übrigen ein Jugendfoto seiner Frau. **Abb. 5**

Der kleine Roman handelt vom Recht auf Selbstbehauptung und Mitsprache eines sogenannten subalternen Subjekts, einer jungen Roma. Da Esterházy Lili-Buch einen eigenen Beitrag wert wäre, wollen wir es hier mit einem kurzen Schlusswort bewenden

lassen. Hervorzuheben bleibt, dass die aktuelle Literaturkritik im Kurzroman *Siebzehn Schwäne* und in seiner Autorin Lili Csokonai direkte Abkömmlinge von Erzsébet Lónyai Psyché sieht. Insofern greift die Behauptung sicher nicht zu kurz, Sándor Weöres' *Psyché* sei mittlerweile zu einem Meilenstein der ungarischen Literaturgeschichte geworden. Erzsébet Lónyai und ihr Œuvre sind zwar lediglich erdichtet, und doch haben sie den Kanon der ungarischen Literatur anhaltend geprägt. Die von Psyché und ihrem literarischen Werk eingeführte »andere« Genealogie begründet eine heute weithin anerkannte Erbfolge, sie ist in mehrfacher Hinsicht der originelle Ausgangspunkt einer weiblichen Linie in der ungarischen Literatur.

1 WEÖRES, Sándor: *Psyché: Egy hajdani költőné írásai* [Psyché: Die Schriften einer ehemaligen Dichterin]. Budapest 1972.

2 WEÖRES, Sándor: *Három veréb hat szemmel: Antológia a magyar költészet rejtett értékeiből és furcsaságaiból* [Drei Spatzen mit sechs Augen: Anthologie von Raritäten und verborgenen Schätze der ungarischen Literatur]. Budapest 1982, 515–516.

3 Ebd.

4 MIKLÓS, Pál: *Weöres Sándor Psychéje* [Sándor Weöres' Psyché]. In: *Literatúra* 4 (1974), 125–137, hier 137. Hier und im Folgenden Übersetzungen: B. Hock.

5 Ebd.

6 KENYERES, Zoltán: *Weöres Sándor: Psyché* [Sándor Weöres: Psyché]. In: *Életünk* 2 (1978), 178–180.

7 Ebd.

8 Ebd.

9 ESTERHÁZY, Péter: *Csokonai Lili nyilatkozata* [Lili Csokonais Bekanntmachung]. In: *Élet és Irodalom* v. 19.06.1987.

10 ESTERHÁZY, Péter: *A kitömött hattyú* [Der ausgestopfte Schwan]. Budapest 1988, 151.

Wenn eine Unterhose zur Affäre wird ...

Burgbesetzungen, Stadtrauminterventionen, »Art-Prank« – das tschechische Künstlerkollektiv Ztohoven

CHRISTINE GÖLZ

Der sprichwörtliche tschechische Humor ist trocken, abgründig, subversiv und aller Orten anzutreffen: Über Generationen eingeübt als geistige Überlebensstrategie in Zeiten politischer Unterdrückung, als Reaktion auf die Absurditäten des Alltags damals und heute, findet man ihn nicht nur in der Witzkultur,

Abb. 1 *The red boxer shorts over Prague Castle*, Ztohoven, 2015

sondern ebenso in der großen Literatur von Hašek über Hrabal bis heute, in den filmischen

Meisterwerken der tschechischen neuen Welle, in den Filmkomödien der Transformationszeit und nicht zuletzt in der Gegenwartskunst – ein subversiver Stachel im Fleisch des alten und neuen Establishments. Auch in der Ersten Bayerisch-Tschechischen Landesausstellung *Kaiser Karl IV. 1316–2016*, einer in Prag und Nürnberg gezeigten »Transferleistung« aus dem Hause GWZO, konnte man auf ihn stoßen. Manch einem mag dort beim Betrachten eines Modells der Prager Stadtansicht im 14. Jahrhundert aufgefallen sein, dass



über dem Hradschin anstelle der Reichsfahne eine rote Herrenunterhose flatterte. Dieser augenzwinkernde Anachronismus war nicht einfach nur ein Späßchen der Kuratoren, sondern eine konkrete Reminiszenz an eine spektakuläre Kunstaktion, die sich im September 2015 ereignet hatte.

Die »Unterhosenaffäre«

Damals hatte das berühmte Künstlerkollektiv Ztohoven die sogenannte »Unterhosenaffäre« ausgelöst, in deren Verlauf sich Jiří Ovčáček, der Pressesprecher des unlängst wiedergewählten tschechischen Präsidenten Miloš Zeman, zu einem Nazi-Vergleich hinreißen ließ und vom »Kaffeehaus, das sich faschisierte« und von »Vandalen, die sich als Künstler ausgeben« twitterte;¹ eine Affäre mit juristischen Folgen – für die Gruppe, nicht für den Pressesprecher. Der Tathergang des »öffentlich dreckige Wäsche Waschens«, denn als eine solche entfaltete Metapher lässt sich die Kunstaktion ja verstehen, ist schnell erzählt: Am helllichten Tag hatten damals drei als Schornsteinfeger verkleidete Mitglieder der *art-group* Ztohoven die über der Prager Burg wehende Standarte des tschechischen Staatspräsidenten gegen riesige rote Boxershorts ausgetauscht.^{Abb. 1} Sie wollten damit auf die »pro-diktatorischen Tendenzen« Zemans hinweisen, dem »rein gar nichts peinlich ist«.²

Dezentralisierung der Macht

An die Aktion *Prezidentovo špinavé prádlo* (*Die Schmutzwäsche des Präsidenten*) schloss sich im Frühsommer 2016 eine weitere Kunstaktion mit dem Titel *Decentralizace moci* (*Die Dezentralisierung der Macht*) an, bei der die bis dahin vermisste Präsidentenflagge wieder auftauchte; allerdings in 1.152 Stoffquadrate zerschnitten, eben »dezentralisiert«. Hinterlegt hatten die Künstler die Flaggenflicken mit der virtuellen Geldeinheit Bitcoin in Höhe des polizeilich geschätzten Fahnenwerts von 35.000 tschechischen Kronen (zum damaligen Zeitpunkt ca. 1.300 EUR). Ztohoven erklärte, das »post-monarchische Symbol zentralisierter Macht« an zufällige Empfänger in ganz Tschechien verteilt zu haben, um sie an dessen Wert teilhaben zu lassen.³

Ampelmännchen und Atompilze

Die anonym agierenden Kunstaktivisten von Ztohoven waren zum Zeitpunkt der Aktion in der tschechischen Gesellschaft längst ein eingeführtes Kulturphänomen und bekannt für turbulente Stadt-rauminterventionen. Die Kunstaktion *Semařory* (*Traffic Lights*), bei der 50 Ampelmännchen in einer Nacht- und Nebelaktion durch pinkelnde, humpelnde, fallende oder gekreuzigte Figuren ersetzt worden waren, hatte die Prager im April 2007 nicht so sehr aufgebracht als vielmehr amüsiert. Die populäre Einzelaktion eines der führenden Köpfe der Gruppe, der unter dem vielsagenden Pseudonym »Roman Týc« agiert, wurde 2012 offiziell ins Stadtimage von Prag integriert und leuchtete in der Außenanlage des inzwischen geschlossenen Artbanka Museum of Young Art (AMoYA). Noch spektakulärer und mit internationaler Resonanz war im selben Jahr der Medienprank *Mediální realita* (*On Media Reality*). Im Kontext von öffentlichen Diskussionen um Reaktorsicherheit »hackte« damals die Gruppe eine Wetterkamera des sonntäglichen Frühstücksfernsehens und ließ über dem Riesengebirge einen kleinen Atom-

Abb. 2 *On Media Reality*, Ztohoven, 2007





Abb. 3 *Pink Tank*, David Černý, 1991, hier am neuen Standort, Militärmuseum Lešany

Skandal machten dann erst die Medien daraus, die sich und die Glaubwürdigkeit ihrer Bilder zu Recht angegriffen

meinten und die *Art-Pranksters* vor Gericht sehen wollten. Im Zuge der Ermittlungen kam dann so einiges ans Licht: Nicht nur ungesicherte Senderanlagen und doppelt abgerechnete Produktionskosten, was zur Abstrafung der Fernsehanstalt führte, – auch eine ziemlich nervenstarke Zuschauerschaft, die den Nachrichtenbetrug mit Humor nahm und die juristische Auseinandersetzung darum, ob das noch Kunst sei, gespannt verfolgte.⁴

Ztohoven

Das Künstlerkollektiv Ztohoven ist ein loser Zusammenschluss von 20 und mehr Kunst-Aktivist*innen, die unter lustigen Pseudonymen wie »Roman Týc«, »Anna Bolická« oder »Dan Gerous« auftreten. Schon der Name der Gruppe spielt mit der Vieldeutigkeit von Zeichen und kann, je nach Betonung, in etwa »von dort heraus« (z toho ven) und »Hundert Kackhaufen« (zto hoven) heißen. Immer wieder unterstreichen die kollektiv und – soweit möglich – anonym agierenden Künstler*innen, dass nicht die Gruppe Kunstaktionen generiere, sondern die jeweilig aktuelle, sich häufig über Monate, ja Jahre entwickelnde Aktion die Gruppe auf Zeit und je nach Bedarf auch beeindruckend zahlenstark konstituiere.

Ztohovens Interventionen in herrschende Zeichensysteme und gesellschaftliche Diskurse lassen sich als künstlerisch-avantgardistische Subversion verstehen und einer Form von Aktivismus zurechnen, die man landläufig »Culture Jamming« oder »Kommuni-

kationsguerilla« nennt. Was hinter dieser Bezeichnung steckt, erklärt die Künstlerin Lea Petermann wie folgt: »Die Kommunikationsguerilla faked, kopiert, entfremdet, verrückt, montiert, zerstückelt und verändert das, wogegen sie angehen will, wie z. B. die Werbung; das Auftreten der Konzerne oder der Politiker.«⁵ Diese Kunstpraxis zielt mit ihren Aktionen auf die »Macht der Wirtschaft, die Manipulation durch Werbung und den Einfluss der Medien, indem die Kunstaktivisten mit Repräsentationen spielen, Identitäten hinterfragen und Codes etablierter Kommunikationsformen entstellen.«⁶ Unter Einsatz von Störung und Mimikry verfolgt Ztohoven eben dieses Ziel, wenn die Gruppe in öffentliche Räume interveniert und in gesellschaftliche Debatten mit den Mitteln der Aktionskunst eingreift.

Zu Beginn der 2000er Jahre studierte der Kern von Ztohoven an der Prager Kunsthochschule. Die jungen Künstler*innen gehörten zur Dance- und Streetart-Szene, standen politisch links und waren fasziniert von einer sich nach der Systemwende im Feld neu positionierenden politischen Kunst. Dabei hatten es ihnen vor allem künstlerische Artikulationen angetan, die sich nicht mehr an der sozialistischen Vergangenheit abarbeiteten, wie dies zum Beispiel noch 1991 David Černý mit seinem berühmten *Pink Tank*, der fröhlichen Übermalung eines sowjetischen Panzers, getan hatte.^{Abb. 3}

Pode Bals künstlerische Lustration

Die Kunststudent*innen der nächsten Generation interessierte nach einem guten Jahrzehnt postsozialistischer Erfahrung die längst anachronistisch anmutende, spielerische Subversion der sozialistischen Vergangenheit nicht mehr. Auch wenn sie dort die Wurzel manchen Übels ausmachten, wollten sie nun eine Kunst, die die eigene Gegenwart und ihre Probleme zum Thema hatte. Ganz besonders eine Ausstellung hatte es ihnen angetan, eine Schau, die damals für Furore sorgte und ihnen als Beleg eben der herbeigesehnten Repolitisierung der tschechischen Kunstszene diente. Die Ausstellung *Malík urvi* der Gruppe Pode Bal war gerade in ihrem Zugriff auf die Geschichte hochaktuell. Nicht die Vergangenheit an sich, sondern vielmehr der aktuelle Umgang mit ihr

stand im Zentrum ihres künstlerisch artikulierten »Ikonoklasmus«.⁷

Die 1998 gegründete Künstlergruppe Pode Bal (Antonín Kopp, Petr Motyčka, Michal Šiml, Hana Valihorová, Martin Krpec, Vladimír Vopat) beschäftigte sich in ihren Anfangsjahren mit der neuen visuellen Kommunikation im öffentlichen Raum, mit der darin sichtbar werdenden Überlappung sozialistischer und globaler, konsumkultureller Bildwelten und Ideologeme. In ihrer Schau im Jahre 2000 präsentierte die Gruppe in der Prager Galerie Václava Špály ihre Arbeit *GEN* oder *Gallery of Established Nomenclature*. Schon der Ausstellungsort selbst war prominent und vielsagend, denn in der Václav Špála-Galerie in der Národní třída 59/30 hatte sich ab 1957 die informelle Kunstszene der ČSSR versammelt – und auch jetzt ging es um Dissenz und Gegenkultur. In der Installation waren 36 großformatige Fotoporträts von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und der Politik zu

Abb. 4 Miroslav Grégr, Politiker nach glänzender kommunistischer Karriere. *Gallery of Established Nomenclature*, Pode Bal, 2000

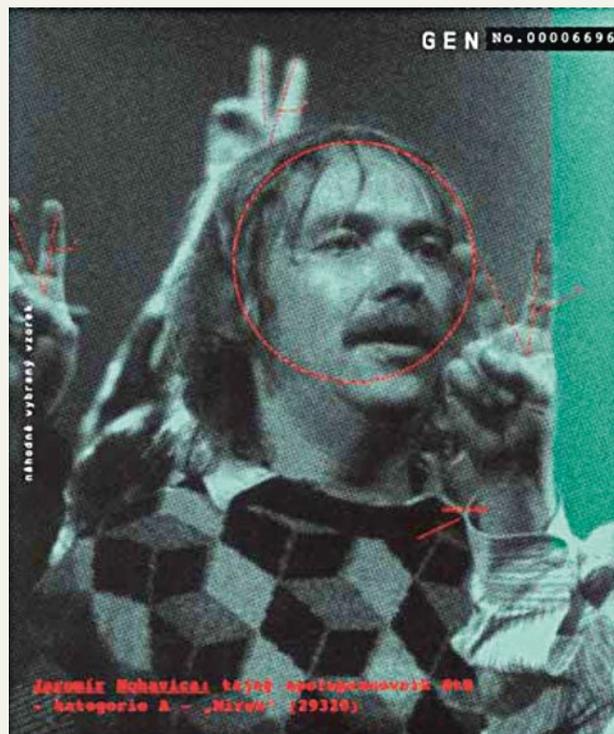
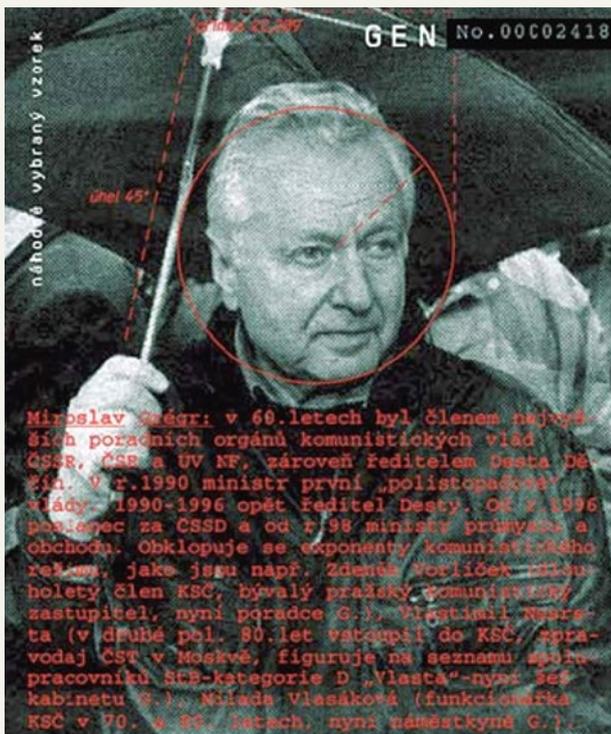
sehen, deren Prominentenstatus bereits weit in die Zeit vor der Samtenen Revolution zurückreichte. Es handelte sich um Personen, die allesamt im Sozialismus Mitarbeiter

der Staats- oder Geheimpolizei gewesen waren und nun bereits wieder wichtige Ämter bis hin zu Ministerposten bekleideten. In kurzen biographischen Annotationen wurde die jeweilige Verwicklung offengelegt. Die Angaben fußten auf Informationen, die sich teilweise zum Zeitpunkt der Ausstellung noch immer unter Verschluss befanden.^{Abb. 4 u. 5}

Der folgende Skandal um die hier durch die Künstler öffentlich gemachte Vergangenheit und deren fehlende Aufarbeitung erbrachte damals den Beweis für das, was die Kuratoren in ihrem Ausstellungstext anvisierten. Jiří and Jana Ševčík stellten einer »unschuldigen und harmlosen« Kunst andere künstlerische Positionen gegenüber, denen eine effektive Kraft zur Veränderung inhärent sei (»whether art is innocent and harmless or whether it really is an effective force which can bring about change«).⁸ Die damals in Prag ausgestellten Arbeiten bargen ganz offensichtlich das Potential eines solchen Effekts. Natürlich fühlten

Abb. 5 »Underground«-Idol Jaromír Nohavica alias IM »Mirek«. *Gallery of Established Nomenclature*, Pode Bal, 2000

sich die bloßgestellten Persönlichkeiten direkt getroffen und schlugen zurück. Die Öffentlichkeit diskutierte, die Galerie hingegen verlor für Jahre ihre finanzielle Grund-



lage. Die eigentliche, von den Künstlern intendierte Stoßrichtung zielte aber vor allem auf jeden Einzelnen, der sich bereits wieder bequem einzurichten begann und nicht sehen wollte, welche Folgen die unzureichende Lustration für eine neue Nachwendegesellschaft zeitigte.⁹ An diese durch die Künstler angestoßene Diskussion der aktuellen Situation wollten damals die etwa zehn Jahre jüngeren Ztohoven anschließen, denn »die Regierung habe gewechselt, das System aber sei dasselbe«.¹⁰

»Havel-Teens« against president

Auch sie, die sich und ihre Generation als »Havel-Teens« bezeichneten, wollten sich absetzen von der trägen Masse ihrer Mitbürger, gerade weil die in demographischen Studien »Husak-Kids« genannten »Baby-Boomer« der 1970er Jahre damals (und bis heute) das gesellschaftliche Leben in Tschechien allein schon durch ihre schiere Zahl bestimmten. Die in Ztohoven zusammengeschlossenen

»Havel-Teens« bekamen ihre erste Chance, als ihr Namenspatron Václav

Abb. 6 *Heart over the castle*, Jiří David, 2002



Havel aus dem Präsidialamt verabschiedet wurde. Im November 2002 durfte ihr Hochschullehrer Jiří David den scheidenden Havel mit einer Installation ehren – und über der Prager Burg erstrahlte ein rotes Neonherz. Allerdings strahlte das Herz dort nicht lange. Die »Havel-Teens« von Ztohoven machten sich auf zum doppelten Vatermord – am Lehrer und am allgemein beliebten Präsidenten. In der Nacht vom 14. Januar 2003 stiegen sie auf das Gerüst der Lichtinstallation und verhüllten mit schwarzen Tüchern eine Hälfte der Leuchtröhren: Aus dem Herz wurde so ein großes Fragezeichen. Wenn auch vom Kritikpotential her gesehen eher unscharf geraten und zudem vom Kultusminister zusätzlich entschärft, da umgehend zu Kunst erklärt, schaffte Ztohoven es mit einem Schlag in die Medien – auch in die internationalen.^{Abb. 6 u. 7}

Angriff auf das Unbewusste

Mit ihrer nächsten Aktion im selben Jahr reagierten die Künstler direkt auf ihre Vorbilder von Pode Bal. Die hatten im Rahmen ihres künstlerischen Lustrationsprojekts 2000

mit dem Projekt *City Lights* Leuchtvitrinen in der U-Bahn besetzt und

Abb. 7 *The Question Mark Above The Prague Castle*, Ztohoven, 2003



den vorbeihastenden Fahrgästen mit provozierenden Fragen ein Licht aufstecken wollen. Dort war dann unter anderem zu lesen: »Také se teď musíte smát tomu, že jste se kdy strachovali, co se s Vámi stane za to, že jste měl komunistickou funkci?« (Musst du heute nicht auch darüber lachen, dass du dich gefürchtet hast, was einmal mit dir geschehen wird, weil du einen hohen Posten im kommunistischen Regime innehattest?)¹¹

Ztohovens an *City lights* angelehnte Stadtraumintervention war weitaus weniger spektakulär, in gewissem Sinne sogar ambivalent. Mit ähnlichen Mitteln wie Poda Bal verfolgte die Gruppe das Ziel, ideologische Manipulationen im öffentlichen Raum sichtbar zu machen, allerdings nicht durch »Zeichenshift« – wie im Falle von *Question Mark above the Prague Castle* mit der Verschiebung von Herz zu Fragezeichen –, sondern mit Hilfe von Zeichenersetzung. In *Subconscious raped* (2003) manipulierten die Künstler in einer illegalen Aktion 750 Leuchtreklamen in der Prager U-Bahnstation. Sie überdeckten die Werbung mit immer demselben, neuen Plakat. **Abb. 8** Auf weißem Hintergrund war da ein dollarähnliches Fragezeichen zu sehen und ein Weblink, der sich als Einladung zur

Abb. 4 *Subconscious raped*, Ztohoven, 2003

nächsten Vernissage von Ztohoven entpuppte. Die Ersetzung der einen An-

kündigung durch eine andere sollte die Mechanismen des Advertisment kommentieren und auf die allgegenwärtige Stadtraum-Imprägung durch kommerzielle, unser (Kauf-)Verhalten manipulierende Zeichen hinweisen. Diese Überschreibung und Umwidmung der Reklame wies nun aber nicht nur mit dem Finger auf die Konsumgesellschaft, sondern konstatierte, dass die Besetzung des öffentlichen Raumes durch Werbung auch für die Vermarktung von Kunst gilt. Gleichzeitig nutzten Ztohoven diese Mechanismen aber genau hierfür, zur Eigenwerbung nämlich, – eine Rechnung, die aufging und zeigt, dass die »Havel-Teens« wirklich Kinder ihrer Zeit sind. Zum angekündigten Happening in einer U-Bahn-Station, bei dem weitere Plakate hergestellt und in den Leuchtkästen positioniert wurden, kamen Hunderte von Gästen, ein ungewöhnlicher Vorgang nicht nur für eine *guerilla art*-Gruppe.

Ztohovens »mediale Skulpturen«

Was im Weiteren folgte, waren komplexe Langzeitprojekte, die Ztohoven »mediale Skulpturen« nennt. In deren Gesamtgefüge stellt der aktionistische Teil, die Intervention, nur einen Teil des im Ergebnis



offenen Werkes dar. An diesen Skulpturen arbeitet die auf die Intervention reagierende Presse ebenso mit,

Die Slavistin **CHRISTINE GÖLZ**, die hier ihre Forschungsinteressen aus dem bis 2013/14 bearbeiteten Themenfeld *Spielplätze der Verweigerung* weiterverfolgt, leitet am Leibniz-GWZO die Abteilung »Wissenstransfer und Vernetzung«. Eines der Transferprodukte aus ihrer Forschung zur zeitgenössischen tschechischen Kunst ist die erste virtuelle Ausstellung des Instituts, die sich dem Collage-Künstler und Haiku-Dichter Karel Trinkewitz widmet (www.trinkewitz-ausstellung.de).

wie der Staatsapparat und seine Institutionen, und vor allem die Zivilgesellschaft, die zu Stellungnahmen provoziert wird. Die Reaktionen dieser unterschiedlichen Rezipientengruppen finden Eingang in die dokumentarische Aufarbeitung, deren Zusammenschau dann als Film das Zentrum von Ausstellungen bildet. So der auf vimeo abrufbare 45-minütige Dokumentarfilm *On Media Reality*,

der das Hacking der Wetterkamera des Fernsehensenders ČT2 samt Kommentierung der Aktion durch die *Pranksters* wiedergibt. Außerdem zeigt er diverse TV- und Bürger-Reaktionen auf den falschen Atompilz und die sich anschließende gerichtliche Auseinandersetzung aus der Perspektive der Künstler.

Nicht nur ins Netz und in Ausstellungen, sondern sogar in die tschechischen Kinos schaffte es die »me-

diale Skulptur« *Občan K. – Citizen K.* Der Titel, wieder ein Sprachspiel, spielt nicht nur auf Kafkas »Josef K.« und auf den Film *Citizen Kane* an, er ruft akustisch die Kurzform des tschechischen Personalausweises *občanka* (*občanský průkaz*) auf, um den es in der Kunstaktion geht. Mit Hilfe einer digitalen Manipulation nehmen die Mitglieder der Künstlergruppe 2010 einen *identity swap* vor, erschaffen sich Misch-Identitäten samt dazugehöriger Papiere und lassen die *surveillance*-Gesellschaft unserer Tage mehr als lächerlich aussehen. Mit ihrer »gefakten« Identität heiraten, wählen und überqueren sie sicher geltende Grenzen, sie fliegen sogar nach China zur Expo 2010.¹²

Natürlich rufen diese Aktionen immer wieder auch staatliche Sanktionen hervor, die selbst wieder Teil der »medialen Skulpturen« werden. Auch die eingangs dargestellte, medienwirksame »Unterhosen-affäre« im September 2015 hatte gerichtliche Folgen. Den Mitgliedern von Ztohoven drohte wegen Diebstahls der Fahne, Sachbeschädigung und ordnungswidrigen Verhaltens bis zu drei Jahre Haft. Am 24. August 2016 endete im Prager Stadtgericht das auf Betreiben der Künstler mehrfach vertagte Verfahren. Die drei identifizierten Mitglieder von Ztohoven gingen vorläufig straffrei aus.¹³ Der erboste Präsidentensprecher twitterte prompt Berufungsabsichten.¹⁴ Fortsetzung folgt.

1 OVČÁČEK, Jiří: Tweet vom 19.09.2015, 16:33: »Pražská kavárna se fašizuje [...]«.

2 Ztohoven: Prezidentovo špinavé prádlo? [Die schmutzige Wäsche des Präsidenten?], <http://www.ztohoven.com/?p=642> (01.04.2018).

3 Siehe Manifest zu Ztohoven: Decentralizace moci, <http://ztohoven.com/decentralizace-moci/> (01.04.2018).

4 GÖLZ, Christine: Eine »juristische Farce«. Der Fall »Media Reality« von Ztohoven. In: Kunst vor Gericht. Ästhetische Debatten im Gerichtssaal. Hg. v. Sandra FRIMMEL und Mara TRAUMANE. Berlin 2018, 493–500.

5 PETERMANN, Lea: <http://kommunikationsguerilla.blogspot.de/2008/02/1-zum-verstndnis-des-begriffs.html> (01.04.2018).

6 Ebd. – Siehe hierzu auch DERY, Mark: Culture Jamming: Hacking, Slashing and Sniping in the Empire of Signs, 1993, http://markdery.com/?page_id=154 (01.04.2018).

7 ŠEVČÍK, Jana/ŠEVČÍK, Jiří: Mapping Czech Art. In: East Art Map. Contemporary Art and Eastern Europe. Hg. v. Central Saint Martins College of Art and Design, University of the Arts London. London 2006, 181–188, hier 187.

8 ŠEVČÍK, Jana/ŠEVČÍK, Jiří: [Ausstellungstext], <http://www.podebal.com/content/projects/malikurvi> (01.04.2018).

9 Zur Lustration in Tschechien und der Slowakei siehe: Lustration, Aktenöffnung, demokratischer Umbruch in Polen, Tschechien, der Slowakei und Ungarn. Hg. v. Dagmar UNVERHAU unter Mitarbeit von Roland LUCHT. Münster 1998, 101–149.

10 MORRIS, Amanda: Rebellling against authority – One artist and his rebel band's fight to awaken the masses, In: PragueConnect.cz v. 05.04.2016; <http://www.pragueconnect.cz/en/s462/PragueConnect-cz/Articles/c1983-Variou/n463931-Rebellling->

[against-authority-One-artist-and-his-rebel-band-s-fight-to-awaken-the-masses](http://www.podebal.com/content/projects/citylights) (01.04.2018).

11 Pode bal: City Lights, <http://www.podebal.com/content/projects/citylights> (01.04.2018).

12 Ztohoven: Občan K. [Bürger K.], http://www.ztohoven.com/?page_id=50 (01.04.2018).

13 Akce s červenými trenýrkami byla recese, Ztohoven vyvázli bez trestu [Die Rote-Unterhosen-Aktion war ein Jux. Ztohoven kamen straffrei raus]. In: novinki.cz, <https://www.novinky.cz/krimi/412732-akce-s-cervenymi-trenyrkami-byla-recese-ztohoven-vyvazli-bez-trestu.html> (01.04.2018).

14 OVČÁČEK, Jiří: Tweet vom 24.08.2016, 10:32: »Osvobození Ztohoven je povolenka k hanobení státních symbolů [...]«.

Karel und Sándor

Seit einiger Zeit fahre er öfter in die Große Tiefebene (Alföld), »zu den Pferden«, sagte der Mann am Tisch neben uns in dem kleinen Café im tschechischen Litoměřice (Leitmeritz) an der ulice Michalská. Er hatte sofort auf Deutsch mit leichtgängigem warmen Akzent geantwortet. Wir saßen unweit des Böhmisches Mittelgebirges. Er hatte, auf unser »Jó napot« (ung. »Guten Tag«) hin, den Blick von seiner Lektüre gehoben, einem kleinen Lehrbuch für Ungarisch aus einem deutschen Verlag. Er lerne die Sprache, weil er regelmäßig in ein Gestüt nach Hortobágy in die Pušta fahre, erzählte er. Er erkundigte sich nach uns, was wir hier täten, und parlierte dann ohne Umschweife Italienisch.

Dort in dem Café an der Michalská in Litoměřice trafen sich auf diese Weise zwei Romantiken, eine tschechische und eine ungarische, eine Romantik der Berge (oder Hügel) und eine der Tiefebene. In genau der Stadt, die neben dem tschechischen Doksy (Hirschberg am See) die markanteste Karel-Hynek-Mácha-Topographie aufweist, imaginierte jemand beim Kaffee und mit einem Magyarischlehrbuch in der Hand die ungarische Sándor-Petőfi-Landschaft schlechthin, »a rónák végtelenjét« (»die Unendlichkeit der Tiefebene«). Da saß einer an unserem Nachbartisch, der die Nationaldichter Petőfi und Mácha im Original lesen konnte und sich in beider Landschaften bewegte. So ähnlich begeben sich ein Bohemist und ein Hungarologe auf eine Reise auf den Spuren beider Dichter, Karel Hynek Máchas (1810–1836) und Sándor Petőfis (1822/23–1849), eine Reise, die zwei Itineraren zugleich folgt: Sie geht »auf den Spuren« dieser Dichtfiguren deren »echten« Spuren nach, den in Orten materialisierten, in Tafeln und Denkmälern markierten und exponierten, den überraschenden und manchmal versteckten. Darin hat die Reise eine geplante, planbare Route, die Sachwissen in der Wirklichkeit »da draußen« abfragt, sozusagen die »Spurweite« prüft.

Eine Reise auf den Spuren zweier Nationaldichter

MATTEO COLOMBI UND STEPHAN KRAUSE



1. Mai Mácha bekommt heute Besuch, denn der 1. Mai ist sein Tag, den er tschechienweit für alle Zeiten mit den ersten beiden Versen seines Poems *Máj (Mai)* lyrisch erobert hat: »*Byl pozdní večer – první máj – / večerní máj – je lásky čas.*« (»*Ein Abend spät – der erste Mai – / ein Abendmai – der Liebe Zeit.*«). Jeder in Tschechien kennt diesen Zweizeiler – eine poetische Ikone der tschechischen Literatur, die leise in den Köpfen der Hunderten summt, die am 1. Mai zur Statue des Dichters in den Stadtpark auf dem Petřín (Laurenziberg) in Prag spazieren. Die Statue (1912 von Josef Václav Myslbek, 1848–1922, errichtet) scheint aus diesen zwei Versen modelliert zu sein:

hübsch, weich, verträumt und leicht melancholisch. Man hat den Eindruck, diese anmutige Skulptur ignoriert (oder will ignorieren), dass *Mai* eine triste Liebesgeschichte erzählt, in der die Liebenden sterben und über das Nichts sinniert wird, während sich nach und nach die Sanftheit der ersten Verse als etwas unwiderruflich Verlorenes erweist. Der Statue jedoch kann man wohl kaum einen Vorwurf machen, wollen sich doch all die Tschechen, die zu ihr pilgern, genauso wenig an die Geschichte in *Mai* erinnern – wie es das Prager Stadtmuseum tun will, das

regelmäßig zum 1. Mai oben auf dem Petřín-Hügel den *Den s Máchou* (Tag mit Mácha) veranstaltet: Es geht hier zwischen Volksfest und Kommerz fröhlich zu, während sich zahlreiche Liebespaare und Familien vor einer bunten Mácha-Reproduktion aus Pappe abbilden lassen. Es ist übrigens gleich, wie viele dieser Veranstaltungsbesucher man befragt, die Antworten ähneln sich: Mácha, *unser* Dichter, der tschechische Dichter der Liebe.



3. Mai Das rumänische Satu Mare, zu Petőfis Zeiten ungarisch Szatmárnémeti, ist auf dem Weg nach Sighișoara (ung. Segesvár) ein Zwischenhalt zum Mittagessen. Dort steht mitten auf der piață Eroilor Revoluției, dem Platz der Helden der Revolution, eher am Rande der Innenstadt, Árpád Deáks (*1955) Petőfi-Büste von 2004. Der Name der piață könnte zwar zu Petőfi passen, rumänisch verweist er jedoch auf die Revolution von 1989 und das Ende der Sozialistischen Republik Rumänien und meint die Toten von »Ti-mi-șoa-ra« (so der Protestruf von 1989). Im bischöflichen Palais von Satu Mare befindet sich heute der Altar, vor dem sich der Dichter und seine Frau Júlia Szendrey (1828–1868) 1847 das Ja-Wort gaben. Die Trauung fand in der rund 20 km südlich von Satu Mare gelegenen Schlosskapelle des Schlosses Erdőd (rumän. Arduđ) statt. Der Altar, jetzt Glanzstück der Bischofskapelle in Satu Mare, konnte bewahrt werden, als das Erdöder Anwesen zusehends verfiel. Heute erhebt sich noch ein mächtiger Turm dort, der einst auch die Kapelle beherbergte, und im Ort erinnert eine Doppelbüste des Paares daran, dass diese verschlafene Kleinstadt einmal ein *haut lieu* romantischer Liebe gewesen ist. Sex hatten die beiden aber woanders.





4. Mai In Sighișoara steht auf der Terrasse vor dem mächtigen Gebäude des Rathauses (1888 eröffnet als Verwaltungssitz des Komitats Maros) heute kein Petőfi-Standbild. 1916 abgebaut, wurde es 1922 nach »Trianon« neben dem Rathaus von Kiskunfélegyháza in Ungarn neu aufgestellt. Der Wanderer Petőfi wanderte als Standbild ab, als Siebenbürgen Teil Rumäniens wurde. Per Los fiel der Alföldstadt Kiskunfélegyháza die Figur zu, wo sie heute im Zentrum steht, natürlich auf dem Petőfi tér (Petőfi-Platz). Das Standbild dient dort auch dazu, jene Stadt qua Gedichtzeile zum Geburtsort des Dichters umzudeuten: »Ez a város születésem helye« – »Diese Stadt ist Ort meiner Geburt«, heißt es in Petőfis Gedicht *Szülőföldemen (In meinem Geburtsland)*. Allein, es fehlt das Geburtshaus. Seit 1959 hat Sighișoara aber eine Bronzebüste von Elvis Presley, äh Sándor Petőfi, geschaffen von dem rumänischen Bildhauer Romulus Ladea (1901–1970). Ob es über die Frisur der Büste hinaus auch Gemeinsamkeiten in der Liebesvorstellung von Petőfi und des King of Rock'n'Roll gibt? Vlad Țepeș' – manch einem auch als Dracula bekannt – angebliches Geburtshaus zieht aber mehr Leute nach Sighișoara als Sándor oder Elvis. Hätte Karel *Love me tender* gemocht?

5. Mai Nahe Sighișoara in Albești (ung. Fehéregyháza) steht ein Petőfi-Memorial, angeblich in der Nähe des Ortes, an dem der Dichter und Freiheitskämpfer 1849 in einer Schlacht gegen die habsburgische Armee und ihre russischen Verbündeten ums Leben kam: angeblich, wie gesagt, weil die Leiche nie gefunden wurde. Das Denkmal lässt sich dagegen schon finden, man muss aber aufpassen, denn die Gedenkstätte ist durch Bäume versteckt und die Beschilderung nicht besonders auffällig, dafür aber sehr *vintage* in ihrer strengen Graphik vergangener Zeiten. Der Kustos – ebenso *vintage* – dürfte Nintendo-Spieler begeistern, denn er weist große Ähnlichkeit mit Super Mario auf: ähnliche Kleidung, ähnlicher Schnurrbart, ähnlich kluge Augen und ähnliche Energie, während er gute fünf Stunden um das Denkmal herumspringt und von Petőfi und seiner verschollenen Leiche erzählt, (die einige, zu seinem Ärger und Amusement, in Sibirien wiedergefunden haben wollen). Beinahe genug Zeit also, um Ungarisch zu lernen – und Petőfis Worte werden immer verständlicher: »Szabadság, szerelem! E kettő kell nekem«, auf Deutsch »Freiheit und Liebe, ihr einzig meine Triebe!« ... oder auf Englisch, auf Französisch, auf Russisch ... (rate die elf Sprachen, in denen dieser Vers Petőfis übersetzt auf zwei Tafeln steht, die an der Wand des kleinen Museums hängen, und Du wirst das Videogame *Super Mario Transylvania Edition* gemeistert haben!).



6. Mai In der Bim-Bam cukrászda (Bim-Bam Konditorei), gleich hinter Petőfis Geburtshaus in Kiskőrös in der Ungarischen Tiefebene (Alföld), ließ sich nicht herausbekommen, welcher der Lieblingskuchen des Dichters gewesen ist. Nur schätzen lässt sich zudem, wie viele bildliche Darstellungen von ihm im Depot des Petőfi-Museums auf jeden einzelnen der gut 14.100 Einwohner des Alföldstädtchens Kiskőrös kommen. István Petrovics (1791–1849), Sándor Petőfis Vater, war in Kiskőrös in den Jahren 1821–1824 Pächter einer Schlachtbank (mészárszék). Davon berichtet die 1934 am Standort des Gebäudes eingelassene Gedenkplatte, auf der Petőfi für »halhatatlan« – für »unsterblich« – erklärt wird. (Wen wundert das, wo es ja keine Leiche gibt?) Aber aß denn der Sohn eines Schlachters überhaupt Kuchen? Und gibt es Kuchen, die mit seinem Namen verziert werden oder ist diese Form der Dichterehrung ein tschechisches Alleinstellungsmerkmal?



8. Mai Zurück in Prag, der Stadt der Hügel (nicht nur der Petřín) und Täler: die richtige Landschaft also, um das Leben von Promis abzubilden, deren Seelen – man weiß das – voller Widersprüche sind. Werfen wir also zunächst einen Blick auf die eine Seite, um den himmlischen Mácha zu betrachten: Sein Grab liegt auf dem Hügel Vyšehrad, dort liegen auf dem Friedhof unter den Türmen der Basilika svatého Petra a Pavla (Stiftskirche St. Peter und Paul) zahlreiche Protagonisten der tschechischen Kulturgeschichte. Máchas Grabstein zitiert den Autor: »Dalekát cesta má! / Marné volání!!« – »Weit mein Weg! / Vergeblich mein Ruf!!«. Blicken wir nun zur anderen Seite: Unten in der Ebene, unweit der Moldau, die Truhlařská ulice (Tischlergasse), dort war der irdische Mácha häufig zu Gast – denn hier besuchte er das Haus seiner Geliebten Lori. Das neue Ladenschild »La déesse« in der Straße lügt allerdings, denn das Bild der armen Lori ist weder bei Mácha noch im tschechischen kulturellen Gedächtnis das einer Göttin. Der Dichter äußert sich über sie in seinen Tagebüchern eher distanziert – bis auf Sexbeschreibungen, die für sein Nachleben als Nationaldichter eine Herausforderung gebildet haben – für Petőfi »hätten«, denn der hat sich über den Sex mit seiner Júlia nicht geäußert –, da offenbar auch Analsex zu Karels Vorlieben gehörte. Letztlich hat dieser Umstand vor allem Lori geschadet, denn eine Frau, die in einem so feinfühligem Dichter eine solch wilde Lust hervorzurufen vermochte, dürfte für ungebührlich gehalten worden sein (eine Ausnahme sind hier selbstverständlich die Surrealisten, die von Máchas Tagebüchern sehr begeistert waren).

9. Mai Litoměřice ist nicht nur jene hübsche Kleinstadt in Richtung der nordböhmisches Höhenzüge, deren polyglotte Einwohner – in gemütlichen Cafés sitzend – alsbald auf Wunsch Mácha ins Ungarische (bzw. Italienische) und Petöfi ins Tschechische (bzw. Deutsche) übersetzen ... Litoměřice ist auch die Stadt, in der Mácha das erste Mal begraben wurde (mit Promis kann man so etwas eben öfter machen), nachdem er hier 1836 im Alter von 26 Jahren verstorben war – auch Petöfi war bei seinem Verschwinden 1849 erst 26. Bei Mácha war angeblich die Cholera schuld: Kurz zuvor nach Litoměřice umgezogen, um in einer Kanzlei zu arbeiten, soll sich der Dichter beim Löschen eines Brandes irgendwie diese Krankheit zugezogen haben. Máchas Grab wurde bald das Ziel von Pilgerfahrten, zumal der Mácha-Kult bis zum 2. Weltkrieg in der mehrheitlich deutschsprachigen Stadt eine besondere politische Dimension für die tschechische Verehrerschaft des Dichters hatte ... zumindest bis die Tschechoslowakei 1938 dem »Dritten Reich« das sudetische Leitmeritz überlassen musste. Máchas Überreste wurden in letzter Minute – am 1. Oktober, dem Tag des deutschen Einmarsches – nach Prag überführt und einige Zeit später auf dem Vyšegrad feierlich und demonstrativ bestattet, als das »Reich« bereits vom Sudetenland aus in die »Resttschechei« (Reichssprache) einmarschiert war. Generationen von Tschechen haben sich ihre Vorstellung von dieser Rettungsaktion gemacht, und auch die Leser dieser Reportage sollen das mithilfe zweier Bilder tun, von denen das zweite den Blick aus dem Mácha-Museum in Doksy zeigt: Es steht ihnen hier frei zu entscheiden, ob das visuelle Angebot mehr den Umständen der Mácha-Translozierung entspricht oder dem *gothic*-Touch der Werke des Dichters.



10. Mai Am Máchovo jezero oder wie er zu Máchas Zeiten noch hieß: Hirschberger Großteich (Velký rybník). Mácha nennt ihn in *Mai* nicht beim Namen, aber er spielt mit der Wiedererkennbarkeit dieses Ortes in seinem Poem, dessen Handlung so oft vergessen wird: Jarmila wartet hier auf einem Felsen (*Hügel* ...) auf Vilém, ihren Geliebten. Doch sie stürzt sich hinab und ertrinkt, als sie erfährt, dass ihr Warten vergeblich ist, denn Vilém schmachtet hoch auf einem Hügel (*wo sonst* ...) im Kerker, nachdem er Vater und Nebenbuhler umgebracht hat ... Auch der See war, wie Litoměřice, Ziel literarischer Pilgerfahrten. Aber die Reisenden, die nach Jarmilas Felsen suchten, dürften eher unbefriedigt geblieben sein. So ist es auch uns ergangen: Man erwartet ja Höhe und Schroffheit der echten Romantik und findet stattdessen einen relativ niedrigen und abgerundeten Stein (an dessen Fuß ein gemütlich gepflasterter Fußweg entlang führt). Die nur wenige hundert Meter entfernte Wasserrutsche des hiesigen Sommerbads verspricht allen, die heute ins Wasser eintauchen, einen weitaus größeren Sprung (aber nur, wenn sie aus fröhlicheren Gründen handeln als Jarmila). Die Pilger werden dennoch nicht enttäuscht sein, wenn sie von Felsen oder Rutsche auf die Burg Bezděz bzw. auf Vilems Kerker blicken, eine der Burgen, die man etwas blass im Dunst am Horizont sieht. Der Ort hat eine Mácha'sche Aura, die sich auf die Wälder, den See und sogar auf die Rutsche auswirkt – und

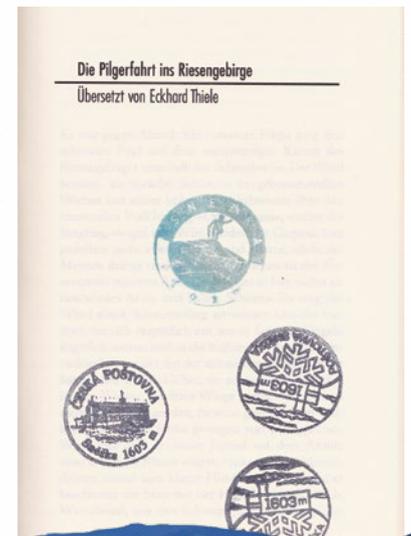
man weiß nicht mehr, ob man diese Landschaft nur »mit eigenen Augen« (also mit dem Fotoapparat) oder schon durch den Filter von Máchas literarischer Einbildungskraft sieht ...



11. Mai Beim Aufstieg nimmst Du den blau markierten Weg und nicht den grünen, der gesperrt sein soll. Du folgst dem blauen, kürzesten also und siehst bei den Wegweisern immer auch das Kinderwagen- und das Fahrradsymbol; keines der beiden benötigst Du jetzt, gehst den Weg voran, den Aufstieg, und immer mit einem Fuß hüben (Krkonošská oblast/ Tschechien), dem anderen drüben (woj. dolnośląskie/ Polen), die Grenzlinie überbrückend. Diese Linie ist auch über den Berg gelegt und gibt ihm zwei aktuelle Namen, die auf Schilder geschrieben an hölzerner Nadel von oben in den Berg gesteckt sind: Sněžka und Śnieżka: »Naproti němu v celé své vysokosti stála Sněžka, na vrcholku jejím sněhokrytém stál teď jen osamělý kříž; ouplný měsíc zrovna přes něj přehlížel v rozsedlinu, takže se zdál křížem ve čtyry stejné kusy rozdělen býti.« (»Vor ihm erhob sich in ihrer ganzen Größe die Schneekoppe, auf deren schneebedecktem Gipfel jetzt nur ein einsames Kreuz stand; genau darüber [sah] der Vollmond in die Schlucht, durch das Kreuz wie in vier gleiche Teile getrennt.« – Krkonošská pouť / Die Pilgerfahrt ins Riesengebirge). Mácha ist

am 28. August 1833 hier oben (*endlich mal Berge*) gewesen, im Jahr nach Goethes Tod, exakt an dessen Geburtstag. Aufgestiegen, hinaufgepilgert (tschech. pouť meint auch Pilgerfahrt) war er vermutlich von Malá Úpa her, also über den östlichen Rücken des Bergmassivs. Wir sind auch dort entlang gegangen, oberhalb von 1.000 m Höhe ü. NN im Schnee, zurück dann durch allerlei Dickicht und immer in der Maisonnette. Bei Petőfi in *Az Alföld (Die Tiefebene)* keine Ehrfurcht dieser Art vor den Bergen, vielmehr deren Suspendierung in der Eloge auf die *flache* Landschaft der Tiefebene: »Tán csodállak, ámde nem szeretlek, / S képzetem hegyvölgyedet nem járja. // Lenn az alföld tengersík vidékin / Ott vagyok honn, ott az én világom« – »Vielleicht bewundere ich dich, aber liebe dich nicht, / mein Geist durchwandert deine Berge nicht. // Unten in der Tiefebene flacher Gegend / bin ich Zuhause, dort ist meine Welt«.

Die Literaturwissenschaftler **MATTEO COLOMBI** und **STEPHAN KRAUSE** schreiben gemeinsam an einer Doppelmonographie zu Karel Hynek Mácha und Sándor Petőfi. In der Abteilung »Kultur und Imagination« forschen sie zum Schwerpunkt »Kulturelle Ikonen Ostmitteleuropas«. Unlängst hat Matteo Colombi gemeinsam mit Getraude Zand in Nummer 28 (2017) XIV der Zeitschrift *Slovo a smysl/Word & Sense* Beiträge einer Tagung zu Jana Krejcarová-Černá publiziert. Stephan Krause gibt aktuell mit GWZO-Kollegen den Sammelband *Der Osten ist eine Kugel* heraus, der Band erscheint im Verlag Die Werkstatt und in russischer Übersetzung bei Novoe Literaturnoe Obozrenie.



stellen verschiedene, für die am GWZO kooperierenden Disziplinen typische Quellen vor – und den Umgang mit ihnen. Solche Fundstücke, Elementarteilchen der Forschung, können Scherben sein, ein Burgwall, ein Bild, eine Skulptur, ein Kleinod, eine Urkunde, Briefe, eine Filmszene oder ein Interview.

Wenzel auf Abwegen

Aus einem Kölner Bild des heiligen Pantaleon zieht der Kunsthistoriker WILFRIED FRANZEN Rückschlüsse auf die Entstehungsgeschichte einer der berühmtesten böhmischen Handschriften des frühen Mittelalters

Bereits zu Lebzeiten Augusts d. J., des Herzogs zu Braunschweig-Lüneburg (reg. 1635–1666) zählte dessen Wolfenbütteler Bibliothek zu den umfangreichsten Sammlungen an Drucken und mittelalterlichen Handschriften in Europa. Einen wesentlichen Grundstock der Bestände hatte der vielgereiste und gelehrte Fürst dabei während des Dreißigjährigen Krieges zusammengetragen. Zu seinen Erwerbungen gehört auch ein noch heute in Wolfenbüttel aufbewahrter Sammelcodex, der eine gerade einmal 20 Blatt umfassende frühmittelalterliche Heiligenvita enthält, die zu den bedeutendsten Werken der mitteleuropäischen Kulturgeschichte gehört. Es ist nicht nur die älteste erhaltene Abschrift einer Vita des böhmischen Landespatrons Wenzel, sie enthält auch die frühesten bildlichen Darstellungen seines Martyriums. Die konkreten Herstellungsumstände und der Herstellungsort dieses kleinen, von der böhmischen Fürstin Emma (gest. 1006) gestifteten Büchleins sind seit langem Gegenstand wissenschaftlicher Diskussionen. Die übrigen Bestandteile des Codexes (zwei weitere Heiligenlegenden, eine Homilien- und Gebetsammlung sowie ein Liber Physicorum) fanden demgegenüber bislang nur wenig Beachtung, obgleich sie bemerkenswerte Informationen über die spätere Verwendung des Wenzelbüchleins verraten und damit Hinweise auf seinen Entstehungsort geben können.

Blättert man nämlich durch die übrigen Seiten des Codexes, lässt sich eine erstaunliche Beobachtung machen: Vor dem Wenzelmanuskript befinden sich zwei Lagen mit insgesamt 17 Blättern, die im späten 12. Jahrhundert mit den Legenden der beiden Heiligen Pantaleon und Ägidius beschrieben worden waren. Da der vorhandene Platz auf diesen Blättern nicht ausreichte, nutzte der Schreiber für den Schluss der Ägidiuslegende auch die ursprünglich leer belassene erste Seite des Wenzelbüchleins. Hieraus lässt sich folgern, dass diese drei Texte nicht erst sekundär bei der Kompilation des Codexes zusammengebunden wurden, sondern dem Schreiber des 12. Jahrhunderts bereits das frühmittelalterliche Büchlein vorlag.

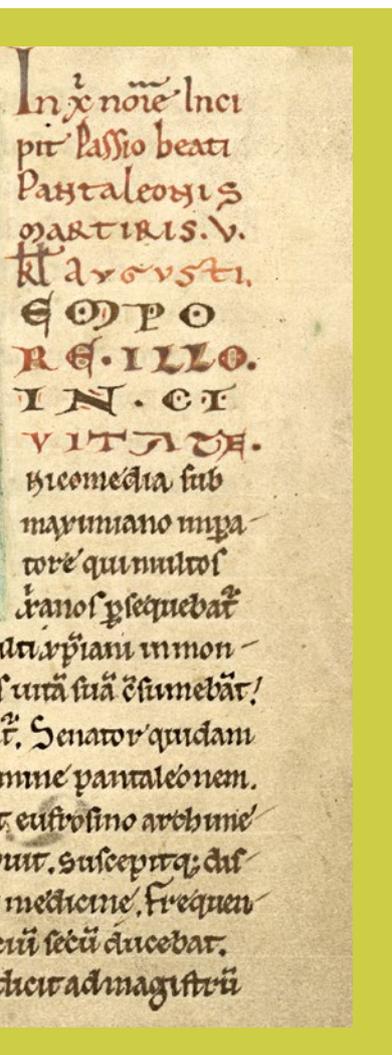


Die erste Textseite der Pantaleonlegende ist mit einer zwei Drittel der Satzspiegelbreite einnehmenden T-Initiale verziert, die ein Bild des Heiligen inmitten von roten und blauen Rankenornamenten zeigt. Der Stil dieser Miniatur, der sich unter anderem durch eine markante schematische Behandlung der Gewandfalten auszeichnet, lässt sich mit zeitgenössischen Manuskripten aus dem Kölner Pantaleonskloster in Verbindung bringen, was angesichts der hier wiedergegebenen Legende nur wenig verwundern mag. Bestätigt wird diese Verortung durch einige paläographische Besonderheiten der Schrift, die sich ebenfalls in jenen Kölner Werken finden. Wir können daher annehmen, dass die beiden jüngeren Heiligenviten des Wolfenbütteler Codexes im Kölner Pantaleonskloster geschrieben und illustriert worden sind. Wie kamen aber die Kölner Mönche in den Besitz der Wenzelhandschrift?

»Für ihr Seelenheil und zu Ehren des Märtyrers Wenzel« hatte Emma von Böhmen, wie wir der Widmungsinschrift der Titelseite entnehmen können, jenes Büchlein anfertigen lassen. Die Stiftung der Gemahlin des böhmischen Fürsten Boleslav II. (reg. 967/972–999) reiht sich in eine Fülle von Maßnahmen im späten 10. und zu Beginn des 11. Jahrhunderts ein, die das Gedenken an den Heiligen fördern sollten. Wann genau der Kult um Wenzel einsetzte, der im Jahr 929 oder 935 von einer Gruppe von Verschwörern um seinen jüngeren Bruder Boleslav ermordet worden sein soll, ist nicht bekannt. Nur wenige Jahre nach dieser Tat habe Boleslav die Umbettung des Leichnams in die Prager Veitsrotunde veranlasst. Für das Jahr 967/68 berichtet der Geschichtsschreiber Widukind von Corvey über einen (nicht namentlich genannten) böhmischen Fürsten, über den Wundergeschichten im Umlauf seien. Mit der Einrichtung des Prager Bistums 972/73 wurde die Verehrung auf höchster politischer Ebene forciert, da mit dem böhmischen Märtyrer eine Identifikationsfigur zur Verfügung stand, die den weiteren Prozess der Christianisierung unterstützen konnte. Als heiliger Fürst der Přemysliden verschaffte Wenzel seinen Nachfahren zudem eine willkommene Herrschaftslegitimation. Recht früh nahm sich kein Geringerer als Kaiser Otto II. (reg. 972–983) dieser Sache an. Ihm war die hohe Bedeutung der Heiligenverehrung bei der Stabilisierung der politischen Verhältnisse in Böhmen bewusst. Otto beauftragte den aus Bayern stammenden mantovesischen Bischof Gumpold mit der Abfassung einer Vita, die nicht nur die Ermordung Wenzels zum Martyrium stilisierte und von den diversen wundersamen Ereignissen nach seinem Tod berichtete, sondern auch seine fromme Herrschaft und politische Annäherung an das ostfränkische Reich betonte, in der Otto zweifelsohne ein Modell für die zukünftigen böhmischen Herrscher vorgeben wollte.

Unter Boleslavs Sohn, Boleslav II., nahmen gegen Ende des Jahrtausends die Bemühungen um den Wenzelkult zusätzlich Fahrt auf. In diese Zeit kann die Umarbeitung der Rüstung Wenzels datiert werden, die als Reliquie am Grab des Heiligen in der Prager Veitsrotunde ausgestellt wurde. In den 90er Jahren verfasste der mutmaßliche Bruder des Fürsten Strachkvas/Christian zudem eine elaborierte Legendenfassung, in der er die kulturelle Legitimität des přemysliden Böhmen herauszustellen versuchte. Es ist gleichwohl nicht dieser Text, sondern die ältere, literarisch anspruchsvollere Legende Gumpolds von Mantua, die Emma für ihre Stiftung wählte. Ob dabei der Auftrag noch zu Lebzeiten Boleslavs II. in Prag oder in den Jahren ihres Regensburger Exils am Hof Heinrichs II. (1002–1004) erteilt wurde, ist ebenso umstritten, wie die Frage, wo er letztlich ausgeführt wurde.

Der am Manuskript beteiligte Maler selbst hat, wie sein künstlerischer Duktus offenbart, seine Ausbildung in einem sächsischen Skriptorium, in Corvey oder Hildesheim, erfahren. Dass er aber dort nicht nur geschult wurde, sondern das Büchlein auch direkt in Hildesheim gefertigt worden und (zunächst) dort verblieben war, lässt nun die oben erwähnte spätere Provenienz der Handschrift vermuten: Denn schon früh bestanden enge



personelle Kontakte zwischen dem Hildesheimer Michaeliskloster und dem Pantaleonskloster in Köln. So berief der Hildesheimer Bischof Bernward (993–1022) im Jahr 1022 den Probst von St. Pantaleon, Goderam, zum ersten Abt von St. Michael. Die Kölner Mönche könnten das Werk demnach aus Hildesheim mitgebracht oder von dort erhalten haben.

Das spätere Schicksal des Manuskripts macht im Umkehrschluss aber auch deutlich, dass es seine Auftraggeberin mit hoher Wahrscheinlichkeit nie erreicht hat. Ob es daran lag, dass die Handschrift vielleicht erst nach dem Tod Emmas im Jahr 1006 vollendet wurde, wissen wir nicht. Der Auftrag dürfte in diesem Fall erst in ihren letzten Lebensjahren erfolgt sein. Ein Anlass wäre die Anerkennung ihres Sohnes Jaromír als böhmischer Fürst im Jahr 1003 bzw. die (vorläufige) Sicherung seiner Machtposition, die Emma zur Rückkehr nach Böhmen bewegt hatte. Dass Jaromír wenige Jahre später von seinem jüngeren Bruder Oldřich (reg. 1012–1033) gewaltsam abgesetzt, wenn auch nicht ermordet wurde, kann als Ironie der Geschichte gesehen werden.

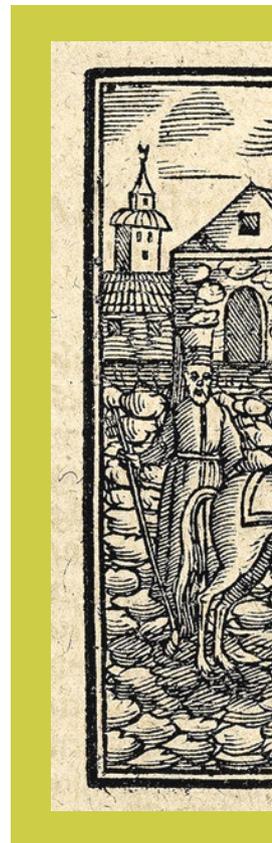
WILFRIED FRANZEN arbeitet am GWZO in der Abteilung »Wissenstransfer und Vernetzung« und betreut hier das *Handbuch zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa*. Dessen zweiter Band soll 2019 erscheinen, er wird auch einen Katalogeintrag zur Wolfenbütteler Wenzelsvita enthalten.

Ein Rechtsgutachten des Mufti von Ofen

Der Osmanist NEDIM ZAHIROVIĆ verfolgt einen Streit zwischen einem frivolen Juden und einem beleidigten Muslim

Das Leben in den osmanischen Städten war mehr oder weniger entlang religiöser Grenzen organisiert. Muslime, Christen und Juden lebten in eigenen Vierteln und das private Leben der Angehörigen jeder einzelnen Gruppe verlief ohne nennenswerte Interaktionen und Kontakte mit den Angehörigen der anderen Religionsgemeinschaften. Berührungen in anderen Bereichen des alltäglichen Lebens konnten jedoch nicht völlig vermieden werden; und wo Kontakte und Interaktionen sind, da gibt es auch Konflikte, die es beizulegen gilt.

Wollte man Konflikte und Streitigkeiten gerichtlich austragen, waren dafür im Osmanischen Reich Gerichte zuständig, deren Arbeit hauptsächlich auf der Grundlage des islamischen Rechts beruhte. Diese Gerichte befassten sich in erster Linie mit Streitigkeiten unter Muslimen. Den anderen Religionsgemeinschaften, den Christen und den Juden, war eine weitgehende Autonomie in gerichtlichen Angelegenheiten eingeräumt. Das bezog sich freilich auf gerichtliche Streitigkeiten, in denen beide Parteien dieselbe Religionszugehörigkeit hatten. Solche Fälle wurden dann vor dem Oberhaupt der jeweiligen Religionsgemeinschaft ausgetragen, das auch die Urteile fällte. Nichtmuslime, beziehungsweise Christen oder Juden,



konnten sich zur Beilegung von Konflikten auch an das islamische Gericht wenden, jedoch gab es solche Fälle verhältnismäßig selten. War eine Streitpartei muslimisch, die andere nicht, dann musste die Austragung solcher Fälle vor dem islamischen Gericht erfolgen.

Die wichtigste Rolle bei der Arbeit islamischer Gerichte spielte der Richter (Kadi), dem es oblag, das Urteil zu fällen. In seiner Arbeit war er weitgehend unabhängig. Die Abwicklung des Gerichtsprozesses erfolgte mit der Befragung zunächst der anklagenden und dann der angeklagten Partei sowie weiterer eventueller Zeugen, dann kam der Kadi zu seiner Entscheidung. Um die eigene Position vor dem Kadi zu stärken, konnten die beiden Parteien ein Rechtsgutachten (Fetva) einholen. Diese Gutachten wurden von islamischen Rechtsgelehrten (Mufti) erstellt, besaßen jedoch keine verbindliche Kraft für den Kadi. Rechtsgelehrte, denen es zustand, auf Bitte einer Streitpartei ein Gutachten zu erstellen, waren entsprechend in islamischer Theologie und Jurisprudenz ausgebildet und wirkten in der Regel als Lehrer an islamischen Religionsschulen, den Medresen. Um den eigenen Sachverstand in der islamischen Jurisprudenz unter Beweis zu stellen, sammelten sie die Rechtsgutachten, die sie im Laufe ihrer

Tätigkeit auf Bitten der Parteien erstellten, in einem Buch, und so entstanden Sammlungen solcher Rechtsgutachten. Der Sachverhalt des Gerichtsfalls wurde in diesen Rechtsgutachten in Form einer Frage recht knapp beschrieben, worauf die Antwort des Mufti folgte. Die wahre Identität der sich streitenden Parteien wurde durch weit verbreitete muslimische Namen wie Zeyd und Amr für die Männer oder Hatice und Hind für die Frauen ersetzt. Die Antwort des Mufti konnte manchmal nur mit einem »Ja« oder »Nein« ausfallen. Die Sammlungen prominenter osmanischer Rechtsgelehrter wie *Multaka al-buhur* (Die Zusammenkunft der Meere) des Ibrahim al-Halebi (gest. 1549) oder *Fetava-i Ebussu'ud* (Die Rechtsgutachten des Ebussu'ud) des berühmten Juristen Ebussu'ud Efendi (gest. 1574) besaßen hohen Stellenwert unter osmanischen Juristen, die sich oft auf die beiden Sammlungen beriefen.

Eine solche Sammlung von Rechtsgutachten eines gewissen Ibrahim Akhisari, Mufti in Ofen (Buda), ist in der Handschriftensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek zu Wien aufbewahrt. Im Aufsatz »Fetava-yi Akhisari: rukopis u Nacionalnoj biblioteci u

Beču« (Die Rechtsgutachten des Akhisari: das Manuskript in der Nationalbibliothek zu Wien), 2005 erschienen in der Publikation *Anali Gazi Husrev-begove biblioteke*, habe ich mich mit dieser Sammlung befasst und konnte dabei feststellen, dass dieser Ibrahim Akhisari wahrscheinlich aus dem heutigen südwestbosnischen Städtchen Prusac (Akhisar) stammte, in dem im 17. und 18. Jahrhundert die Kunst der islamischen Rechtsauslegung blühte. Mitte des 17. Jahrhunderts bekleidete Ibrahim das Amt des Mufti zu Ofen. Er verfasste eine Sammlung der eigenen Rechtsgutachten, die später auf mir unbekanntem Wege nach Wien gelangte.



Ein recht kurzes Rechtsgutachten in der Sammlung ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Es zeugt von Konflikten, die im alltäglichen Leben zwischen den Angehörigen der verschiedenen Religionsgemeinschaften auftreten konnten, aber auch von der Gewissenhaftigkeit des Akhisari bei der Erstellung von Gutachten. Gemäß diesem Gutachten kam es wahrscheinlich in Ofen zu einem mit Gemeinheiten gespickten Wortgefecht zwischen einem Juden und einem Muslim. Eine obszöne Geste und eine frivole Beleidigung des Juden waren dem Muslim offensichtlich zu weit gegangen, worauf er beschloss, den Juden zu verklagen. Gleichzeitig holte er ein Rechtsgutachten bei Ibrahim Akhisari ein.

In seinem Gutachten formulierte Ibrahim die Beleidigung in eine Frage um, die er an sich selbst richtete: »Wenn ein Jude namens Zeyd an sein Gemächt greift und gleichzeitig zum Muslim Amr sagt: »Wenn du dich darauf setzt, wirst du Istanbul sehen«, verdient er dann eine Strafe? Ja, er verdient eine Strafe.« Man weiß nicht genau, wie dieser Streit ausgegangen ist und ob der Jude tatsächlich bestraft wurde, aber das soll hier von zweitrangiger Bedeutung sein. Durch die Anspielung auf die osmanische Hauptstadt Istanbul wollte der frivole Jude wohl seine eigene Verachtung gegenüber dem Osmanischen Reich und im weiteren Sinne gegenüber dem Islam und den Muslimen zum Ausdruck bringen. Jedoch durfte er sich glücklich schätzen, denn seine Lage wäre alles andere als beneidenswert gewesen, hätte in der Klage des Muslims Amr Mekka anstelle von Istanbul gestanden. Denn das wäre dann der Verunglimpfung des Islams durch einen Nichtmuslim gleichgekommen, was nach islamischem Recht die Todesstrafe nach sich gezogen hätte, die auf der Abbildung hier so drastisch gezeigt wird.

NEDIM ZAHIROVIĆ forscht in der Abteilung »Verflechtung und Globalisierung« zu handschriftlichen Beständen der Leipziger Universitätsbibliothek. Auf einer DFG-geförderten »eigenen Stelle« geht er am *ruznamçe*-Verzeichnis Nr. 1033 der Frage nach dem Verfall der osmanischen Provinzverwaltung im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert nach.

Held oder Henker?

Der Historiker STEFAN TROEBST fragt nach Stalin in Geschichtspolitik und Erinnerungskultur Georgiens

Das Wahrzeichen der georgischen Stadt Gori, 80 Kilometer nordwestlich der Hauptstadt Tbilisi und nahe der Demarkationslinie zum russländisch besetzten Landesteil Südossetien gelegen, steht nicht mehr: die 17 Meter hohe Marmorstatue auf dem zentralen Platz vor dem Rathaus, ein Standbild für Iossif Wissarionowitsch Dschugaschwili, der sich selbst im beschaulichen Wiener Exil 1912 den pathetischen Kampfnamen Stalin, »der Stählerne«, gab. Der 1878 in Gori Geborene gilt bis heute als größter Sohn der Stadt. Seine Statue, errichtet 1952, wurde erst im Juni 2010 abgerissen – als Folge des schweren Artillerieangriffs auf die Stadt durch die Streitkräfte der benachbarten Russländischen Föderation im August 2008.

Eine andere, indes deutlich kleinere Stalin-Statue steht allerdings noch in Gori: diejenige vor dem dortigen Staatlichen I. W. Stalin-Museum. Eröffnet 1957, vier Jahre nach dem Tod des



Diktators, schloss man das Museum 1989 für einige Jahre, um es dann aber aufgrund der großen touristischen Nachfrage in nahezu unveränderter Form wieder zugänglich zu machen. Im Schnitt hat das Museum 25.000 Besucher jährlich, darunter vier Fünftel aus dem Ausland, vor allem aus Russland. Die Ankündigung des georgischen Kulturministeriums vom September 2008, das Museum als Reaktion auf den Beschluss vom Vormonat in ein »Museum der russländischen Okkupation« umzuwandeln, ist bislang nicht in die Tat umgesetzt worden. Stattdessen ist die unkritisch-glorifizierende Dauerausstellung von Geschenken an den auf Russisch als *vožd'* (»Führer«) Bezeichneten sowie Gemälden, die ihn darstellen, Büsten, seinen Tabakspfeifen, Füllfederhaltern und anderem mehr durch einige wenige kritische Elemente ergänzt worden, darunter eine Art Besenkammer, die als »typischer KGB-Verhörraum« präsentiert wird. Diese der Museumsführerin zufolge »Belege der negativen Seiten der Sowjetunion« werden allerdings durch das Warenangebot des Museumsshops konterkariert: Stalin-Tassen, Stalin-Einwegfeuerzeuge, Stalin-Fähnchen für den Rückspiegel, Stalin-Weinglasuntersetzer und vieles andere mehr.

Auch das parkartige Museumsgelände bietet vergleichbare Attraktionen: Zum einen die von einer Art griechischem Tempel überbaute Hütte, in der angeblich Mutter Ekaterina ihren Sohn Iossif, georgisch »Ioseb«, gebar, zum anderen einen grünen Pullman-Eisenbahnwaggon der sowjetischen Staatsbahnen SŽD mit der Nummer FD 3878. Der 83 Tonnen schwere, da auf Anweisung des beständig in Angst vor Attentaten lebenden Diktators mit Stahlplatten verkleidete Salonwagen ist mit Küche, Bad, Dusche, Toilette, Schlafzimmer und Konferenzraum samt Musikanlage und Funkabteil ausgestattet. Seine beiden einzigen Auslandsreisen als Generalsekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion unternahm Stalin in diesem Waggon: Im November 1943 zum Treffen mit US-Präsident Franklin D. Roosevelt und dem britischen Premier Winston Churchill nach Teheran und im Juli 1945 zur Potsdamer Konferenz, wo er den neuen US-Präsidenten Harry S. Truman und den gleichfalls neuen britischen Premier Clement Attlee traf.

Bis 1985 rottete der Luxuswaggon auf einem Abstellgleis der sowjetischen Nord-Kaukasus-Eisenbahn in Rostov am Don vor sich hin, bevor er entdeckt, generalüberholt und dem Museum in Gori vermacht wurde. Im Unterschied zum Museum selbst mit seinem schwülstigen Ideologiekitsch hat die Aura des »Führerwaggons« durchaus eine welthistorische Anmutung. Sowohl auf der Fahrt in den Iran als auch auf der in die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands ventilierte Stalin hier seine Optionen für die Zeit nach dem Sieg über »die faschistische Bestie« und deren bedingungsloser Kapitulation in Berlin-Karlshorst vor der UdSSR und ihren westlichen Verbündeten. Das Schicksal weiter Teile Europas und seiner Bewohner, das belegen die Beschlüsse der Konferenzen von Teheran und Potsdam, wurde von nun an maßgeblich von dem Georgier im Moskauer Kreml bestimmt.

Mit der Erringung der Eigenstaatlichkeit 1991 stellte sich dem seit 1921 sowjetischen Georgien die Frage nach dem Umgang mit der diktatorischen Vergangenheit. Anders etwa als in den baltischen Staaten ließen sich die sieben Dekaden der Sowjetzeit hier schwerlich

als Periode der Okkupation durch eine feindliche Macht, also als Fremdherrschaft darstellen, war doch der »fremde« Diktator ein Landsmann. Entsprechend umging die staatliche Geschichtspolitik das heikle Thema mehr als zehn Jahre lang. Erst die »Rosenrevolution« von 2003 brachte hier eine Änderung. Der neue, anti-russländisch gesinnte Staatspräsident Micheil Saakaschwili betrieb eine energische Politik der Entsowjetisierung. Unter ihm wurde nicht nur 2006 unter dem Dach des Georgischen Nationalmuseums in Tbilisi ein »Museum der sowjetischen Okkupation« eröffnet und 2010 der 25. Februar zum landesweit begangenen »Tag der sowjetischen Besatzung« erklärt, sondern 2009 ließ er auch das gigantische sowjetische Zweite-Weltkrieg-Denkmal vor dem Gebäude des georgischen Parlaments im westgeorgischen Kutaisi sprengen – was zwei Todesopfer zur Folge hatte – sowie zahlreiche Stalin-Denkmäler in kleineren Orten abräumen. In der Folge der neuen Geschichtspolitik wurde das Stalin-Museum in Gori gleichsam zwangsläufig zu einem sowjetischen, gar stalinistischen Solitär in der georgischen Erinnerungslandschaft.

Der Wahlschlappe Saakaschwilis und dem Machtwechsel im Herbst 2012 folgte allerdings eine Art Stalin-Renaissance. An etlichen Orten wurden jetzt neue Stalin-Statuen aufgestellt und der Stadtrat von Gori verkündete am 21. Dezember 2012, dem 133. Geburtstag Stalins, man habe in den städtischen Haushalt Geld zur Wiedererrichtung der zwei Jahre zuvor entfernten Stalin-Statue eingestellt. Dagegen erhob sich vor allem in der jüngeren Generation Protest. So wurden etliche der neuen Stalin-Denkmäler mit rosa Farbe angestrichen, die Nichtregierungsorganisation JumpStart Georgia startete eine Kampagne zur Aufklärung über die Verbrechen Stalins unter dem Titel »Georgier, Euer Held ist ein Massenmörder« und eine andere Nichtregierungsorganisation, das Soviet Past Research Laboratory, kurz: SovLab, erstellte eine Karte der »Topographie des roten Terrors« in der seinerzeit sowjetischen Republikhauptstadt Tbilisi. Die große Stalin-Statue in Gori ist bislang noch nicht wieder auf dem Rathausplatz aufgestellt, und derzeit heißt es, die Stadtväter dächten über einen alternativen Standort nach.

Die Frage, ob Stalin Held oder Henker war, spaltet die georgische Gesellschaft entlang politischer, vor allem aber generationeller Trennlinien. Dass der sadistische Tyrann im Kreml, der auch und gerade die georgische Sowjetrepublik mit systematischem Terror überzog, »einer von uns« war, ist für viele seiner Landsleute ein Trauma. Aber dass »unser Mann in Moskau« die Sowjetunion fast 30 Jahre lang regierte und ihr durch den Sieg über Hitler-Deutschland zu Weltmachtstatus verhalf, erfüllt viele bis heute mit nationalem Stolz. Hinzu kommt der Umstand, dass kleine Nationen wie die 3,7 Millionen Georgier in der Regel nur über eine begrenzte Zahl »großer Söhne (und Töchter)« verfügen. Die Website *Berühmte Georgier* führt ganze vier Namen auf, von denen drei heute außerhalb ihrer Heimat kaum bekannt sein dürften: Katie Melua, eine in Großbritannien eingebürgerte Sängerin, Tigran Petrosjan, in den 1960er Jahren Schachweltmeister, und Eduard Schewardnadse, letzter Außenminister der Sowjetunion und erster Präsident des unabhängigen Georgiens. Da verwundert es kaum, dass der Nummer vier das Prä zukommt. Wer das ist, ist leicht zu erraten ...

STEFAN TROEBST ist Professor für Kulturgeschichte des östlichen Europa an der Universität Leipzig und stellvertretender Direktor des Leibniz-Instituts für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO). Eines seiner Forschungsfelder ist das nicht selten konfliktträchtige Verhältnis amtlicher Geschichtspolitik und zivilgesellschaftlicher Erinnerungskultur in postdiktatorischen Gesellschaften.

Die Akten BU 0423/5678 und BU 1596/286

Wie ambivalent die Bedeutung des Asyls im Kalten Krieg war, zeigt der Historiker und Migrationsexperte
MICHAEL ESCH

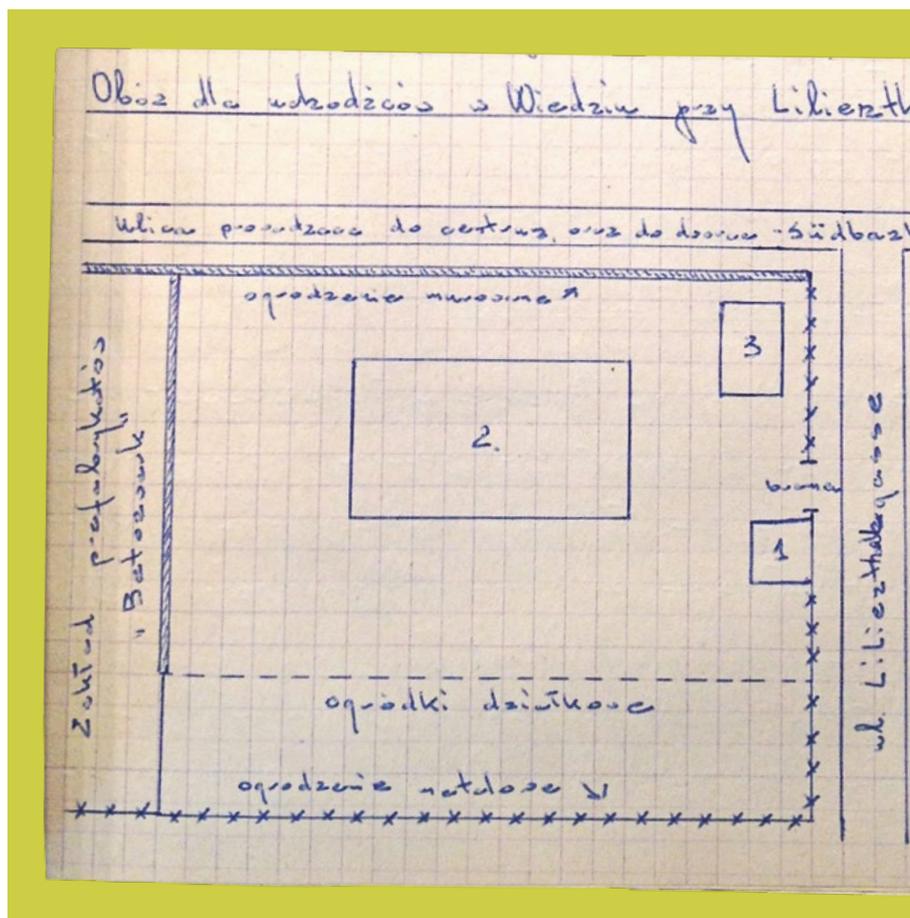
Ende März 1970 verhört Cezary Salonek, ein Inspektor der polnischen Miliz, in Warschau den von dort stammenden Marek Berger. Wie der Akte BU 0423/5678 im Archiv des Instituts für Nationales Gedächtnis in Warschau zu entnehmen ist, war der etwa 25-jährige Anfang September 1969 mit einem Touristenvisum nach Jugoslawien gereist, verfolgte dort allerdings wohl auch andere Ziele: Neben einer Barschaft von 750 Złoty führt er Kristallglas und einen Fotoapparat mit sich, die er in Jugoslawien für 500 Dinar veräußert. Nach einigen Wochen Aufenthalt lernt er eine Österreicherin kennen, die ihn in ihrem Auto mit nach Wien nimmt. Berger sagt aus, er habe der Reise nach Genuss beträchtlicher Mengen Alkohols zugestimmt. Bei einem polnischen Gottesdienst in Wien lernt er den ebenfalls aus Polen stammenden Flüchtling Bozgart kennen, der ihn auf das Flüchtlingslager in der Lilienthalgasse 2/4 hinweist (auf einer Webseite des Wiener Landesarchivs taucht die Unterkunft als »Arsenal Objekt 12« auf). Dort solle er politisches Asyl beantragen und finde dann Arbeit in einer Fabrik. Einlass ins Lager verschafft Bozgart seinem neuen Freund über einen tschechischen Übersetzer, der Berger zu einem ersten Verhör durch den Leiter der Einrichtung bringt. Nach Prüfung der Personalien, die aufgrund eines Führerscheins erfolgt, da Berger seinen Pass wohlweislich in Jugoslawien gelassen hat, und nachdem man den Flüchtling über die Umstände seiner Einreise befragt hat, bekommt er einen Platz in einem großen Schlafsaal und die Anweisung, das Gelände nicht vor dem polizeilichen Verhör zu verlassen. Das hindert ihn allerdings nicht daran, das Lager mehrfach zu verlassen, um sich mit Bozgart zu amüsieren. Am 21. Oktober wird er mit einem Wagen zur Polizei gebracht und ausführlich befragt. Zu diesem Zeitpunkt sei er allerdings bereits entschlossen gewesen, nach Polen zurückzukehren, und habe das der Polizei auch mitgeteilt. Man habe keinen Druck auf ihn ausgeübt, allerdings angedeutet, dass dann ein Einreiseverbot nach Österreich verhängt werden könne. Bereits am Folgetag wird er an die jugoslawische Grenze deportiert und abgeschoben. Von dort kehrt er auf direktem Wege nach Polen zurück. Der Pass – den er zuvor wieder abgeholt hat und der naturgemäß kein Visum über seinen Abstecher nach Wien enthält – wird von einem polnischen Grenzbeamten in seiner Anwesenheit vernichtet. Weitere Schwierigkeiten hat Berger offensichtlich nicht: Eine Aktennotiz vom 12. Februar 1976 besagt, dass die Behörde bereits damals keinen Anlass sah, die Angelegenheit weiterzuverfolgen, und dass die Akte im Archiv abgelegt werden könne.

Der Rest der Akte enthält ausführliche Angaben über die Struktur und die Belegung des Flüchtlingsheims im ehemaligen Wiener Arsenal sowie den abgebildeten schematischen Plan der Anlage. Außerdem wird ausführlich geschildert, welche Auslandsreisen – Ziel war in der Regel Bulgarien – Berger seit 1963 unternommen hatte und wo er beruflich tätig war. Salonek denkt, dass Berger entgegen seinen Angaben durchaus das Ziel hatte, über Jugoslawien in den

Westen zu gelangen und dort zu bleiben. Er habe im Gespräch eine ablehnende Haltung zu Aspekten der polnischen Realität – insbesondere den Reisebeschränkungen – durchblicken lassen. Allerdings weist das Zurücklassen des Passes darauf hin, dass sich Berger eine Rückkehr von Anfang an offen halten wollte; ein österreichisches Visum hätte dies erschwert. Salonek schreibt die Entscheidung Bergers zurückzukehren einer gewissen Ernüchterung angesichts der Realität in Wien und im Flüchtlingsheim sowie dem Briefwechsel mit seiner Familie zu, den Berger seinen eigenen Angaben zufolge im Flüchtlingsheim über Bozgart erhält und über nach Polen zurückkehrende Touristen verschickt. Der Berichterstatter schließt mit der Empfehlung, Berger Auslandsreisen für zwei Jahre zu untersagen.

Bergers Fall hatte eine Vorgeschichte: Bereits am 12. Februar hatte die polnische Polizei Virginia Gniadek verhört, die sich als Kusine Bergers herausstellte: Gniadek hatte einen Ausflug nach Wien gemacht, wo sie von Berger aufgesucht wurde; sie habe ihm vorgeschlagen, zurückzukehren. Salonek ordnete vor dem Hintergrund dieser Informationen das oben erwähnte Verhör Bergers an. Der Umstand, dass Gniadek in Wien von illegalen polnischen Migranten angesprochen worden war, war im Innenministerium bereits seit Dezember 1969 bekannt. Vom 20. April 1970 schließlich datiert ein Bericht des Agenten »Edward« über ein offensichtlich früher geführtes Gespräch zwischen ihm, Gniadek und vermutlich Berger und Bozgart. Den drei Verdächtigen scheint klar gewesen zu sein, dass sie es mit einem Staatsbeamten zu tun hatten, denn Gniadek fragte »Edward«, »ob es wahr sei, dass sie bei einer Rückkehr ins Land gerichtlich nicht belangt werden würden«. »Edward« hatte geantwortet, seines Wissens sei dies richtig, da kein illegales Übertreten der polnischen Grenze vorliege und »unsere Vorschriften in diesem Bereich [sehr] liberal sind«. Auch wurde in dem Gespräch geäußert, dass manche polnischen Illegalen kein Asyl beantragen wollten, um sich die Rückkehr ins eigene Land nicht zu versperren.

Die Akte zeigt eines der Schlupflöcher aus dem »Land ohne Ausgang« – und dessen Ambivalenzen: Bergers Fall ist insofern typisch, als ab den 1960er Jahren genehmigte touristische Reisen in »sozialistische Bruderländer« zur Arbeitsaufnahme, zum Handel sowie unter Umständen zur Weiterreise in die kapitalistische Welt genutzt wurden. Offensichtlich handelte es sich bei diesen Reisenden nicht um »politische Flüchtlinge« im engeren Sinne, sondern um temporäre Migranten, die die vorhandenen – wenn auch prekären – Möglichkeiten nutzten. Diese Prekarität betraf allerdings offensichtlich nicht nur das Mobilitätsregime der Volksrepublik Polen, sondern auch das Asylregime des »freien Westens«, wenn auch in ganz anderer Weise: Polnische Einwanderer waren ausschließlich dann akzeptabel, wenn sie den Status des



politischen Flüchtlingsannahmen. Dies war für die Eingereisten aber nicht immer sinnvoll, wobei eine Weigerung die sofortige Abschiebung bedeutete. Deutlich wird hieran, dass Asyl im Kalten Krieg in aller Regel kein humanitäres Programm war, sondern eben ein politisches. Deutlich wird auch, dass Migrationswillige sich mitunter erfolglos bemühten, ihre ganz eigenen Vorhaben in die vorgegebenen administrativen und politischen Kategorien hineinzuschreiben.

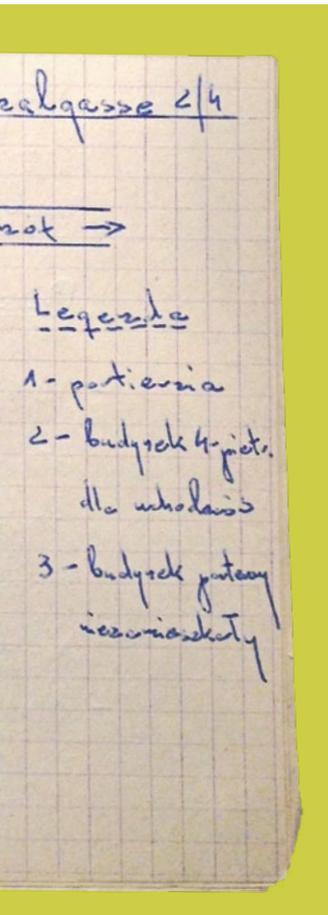
Dies galt im Übrigen auch umgekehrt, wie an einem anderen Fall vierzehn Jahre später deutlich wird: Soweit man der Akte BU 1596/286 über einige abgelehnte Asylbewerber der 1980er Jahre entnehmen kann, beantragte Ende Juli 1984 der argentinisch-ecuadorianische Journalist Guillermo Manuel Santos mit seiner Frau Carmen Jatiwa in der polnischen Botschaft in Stockholm politisches Asyl. Die Ehegatten waren in Schweden bereits als Flüchtlinge anerkannt, Santos fühlte sich dort jedoch diskriminiert und missachtet. Die Entscheidung für Polen dürfte damit zusammengehangen haben, dass seine in Buenos Aires geborene Frau polnische Wurzeln hatte; ihr 1931 in Ecuador geborener Großvater Hugo Eduardo Jatiwa lebte bereits seit den 1950er Jahren als politischer Asylant in Polen, hatte dort eine Familie gegründet und weitere politische Flüchtlinge aus Lateinamerika betreut.

Santos' Wunsch in die Volksrepublik zu emigrieren hätte sich für eine Kampagne gegen Argentinien und Ecuador angeboten, was allerdings, wie aus der Akte hervorgeht, vom polnischen Außenministerium aufgrund der seinerzeit guten Beziehungen abgelehnt wurde. Santos könne eine Aufenthaltsberechtigung beantragen, die dann wegen seiner Frau auch genehmigt werde. Allerdings sei sein Fall interessant, um der Propaganda des polnischen Exils etwas entgegenzusetzen. Jatiwa fragte nun am 1. August zurück, ob ihr Mann denn auf Wohnung und Beschäftigung rechnen könne. Offensichtlich war dies das eigentliche Motiv des Asylbegehrens: Am 4. November nämlich teilte Jatiwa der Botschaft mit, der Antrag werde zurückgezogen, da Santos inzwischen ein Stipendium der Universität Uppsala erhalten habe.

Der Fall Santos erinnert an die meist übersehene Tatsache, dass es nicht nur politisch und anders motivierte Flucht *aus* den staatssozialistischen Ländern gab, sondern auch in *umgekehrter Richtung*: Die größte und wichtigste Gruppe waren griechische Flüchtlinge aus dem Bürgerkrieg 1946/47, von denen alleine in Polen etwa 10.000 unterkamen. Es folgten jugoslawische Anti-Titoisten, koreanische Kriegswaisen, iranische, irakische, afrikanische und lateinamerikanische Sozialisten und Kommunisten. Santos' Asylbegehren verweist gleichzeitig auf ein Phänomen, das charakteristisch für die Geschichte von Fluchtmigration und Migration zur Verbesserung der eigenen Lebenssituation in ganz Europa seit dem Ende der Vollbeschäftigung und der staatlich erwünschten Einwanderung von Arbeitsmigrantinnen und -migranten ist: Die Anerkennung von Flüchtlingen ist ein politisch signifikanter Vorgang, der sich nur teilweise mit der Wirklichkeit von Migrationsvorgängen und -motivationen deckt.

Und wenn die Einwanderung als Flüchtling die letzte Möglichkeit ist, aus einer als unerträglich empfundenen Situation an einen scheinbar hoffnungsvolleren Ort zu gelangen, werden Menschen diese, wenn irgend möglich, auch nutzen. Daran hat sich bis heute nichts Wesentliches geändert.

Transnationale Migration in, nach und aus Ostmitteleuropa ist der Forschungsschwerpunkt des Historikers **MICHAEL ESCH**, der mit seinen Ergebnissen auch zum *Handbuch einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas* in der Abteilung »Verflechtung und Globalisierung« beiträgt. 2017 hat er gemeinsam mit Béatrice von Hirschhausen den Band *Wahrnehmen – Erfahren – Gestalten. Phantomgrenzen und soziale Raumproduktion* im Wallstein-Verlag herausgegeben.



Wissenschaft & Öffentlichkeit

zeigt Ausstellungen mit Beteiligung des GWZO an, versammelt Reaktionen der Öffentlichkeit und zitiert aus Presseartikeln, in denen Veranstaltungen des GWZO besprochen werden oder sich unsere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu Wort melden.



Neues Logo und neue Hausschrift des GWZO

ABCDEFGHIJKLMNO
PQRSTUVWXYZ
ÄÉÓÔÕÖÜÇŐŽŽŽ
abcdefghijklmnopq
rstuvwxyz
äéóôõöüçőžžž

Mit der Aufnahme in die Leibniz-Gemeinschaft hat das GWZO nicht nur seinen Namen in Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) geändert, seit Herbst 2017 zeigt das Institut auch ein neues Erscheinungsbild. Anstelle des Sachsengrüns, das uns die letzten gut zwanzig Jahre begleitet hat, schmückt jetzt ein kräftiges Blau die Printprodukte des Hauses. Blau wie die Meere, mit denen wir die Ausdehnung unseres Untersuchungsgebiets definieren: Von der Ostsee zur Adria und zum Schwarzen Meer erstreckt sich die dynamische Geschichtsregion, die am Institut beforscht wird. Unser neues Logo, das die Buchstaben der eingeführten Marke GWZO weiterträgt, spielt mit den diakritischen Zeichen, Kennzeichen der ostmitteleuropäischen Sprachen, mit denen wir es in unseren Forschungen zu tun haben. Das Stuttgarter Büro Uebele hat uns zudem eine neue Hausschrift kreiert, die *leipzigzwo*, die als Anagramm Leipzig und

GWZO im Namen trägt. Leipzig – Buch-, Druck- und Schriftstadt – inspirierte die Graphikerinnen und Graphiker mit besonders schönen Lettern, die in die Grundschrift integriert wurden und die *leipzigzwo* einmalig sein lassen. Plakate und Flyer unserer jährlich wiederkehrenden Zentralveranstaltungen dominiert nun das neue Blau, sie lassen die an den oberen und unteren Rändern angeschnittene Schrift vertikal durch das Bild laufen und bilden so die immer wiederkehrende Veranstaltungsform von Jahrestagung, Oskar Halecki-Vorlesung, »Mittwochsvorträge in Specks Hof« und unseren Buchpräsentationen im Rahmen von »leipzig liest« ab; die Einzelveranstaltungen werden auf einem lokalen Bild im blau-gerahmten Informationskasten angekündigt. Wir hoffen, damit nicht nur dem Fachpublikum, sondern auch der interessierten Zuhörerschaft von nah und fern Lust auf das wissenschaftliche Leben am Institut zu machen.

Die Anfang des Jahres in Berlin gezeigte Ausstellung *Left Performance Histories* jedenfalls stieß auf ein großes Publikumsinteresse. Gut 5.000 Besucher haben die Schau in der Kreuzberger neuen Gesellschaft für bildende Kunst (nGbK) gesehen, deutlich mehr interessiertes Publikum, als die Veranstalter erwarteten. Wir drucken auf den nächsten Seiten eine der Rezensionen ab, um so einen kleinen Einblick in die von aktuellen Performances und Künstlergesprächen begleitete Ausstellung zu geben.



Unser Ausstellungenkalender für 2018/2019 kündigt weitere Veranstaltungen an, mit denen das GWZO seine wissenschaftlichen Erkenntnisse in einer anderen Form als in Fachtexten im direkten Wortsinn anschaulich macht.

Wer keine Möglichkeit hat, die Veranstaltungen des GWZO in den Räumlichkeiten in Specks Hof oder bei unseren Kooperationspartnern zu besuchen, und wer es nicht einrichten kann, eine unserer Ausstellungen in den Museen der europäischen Metropolen zu sehen, der kann seit einiger Zeit auch auf anderem Wege einen ersten, akustischen Eindruck von der Forschungsarbeit und den Transferprodukten des Leibniz-Instituts gewinnen.

Seit Herbst 2017 geht das GWZO regelmäßig auf Sendung. Im Forschungsquartett, einer Sendereihe der digitalen Radiostation detektor.fm, berichten Radiojournalistinnen und -journalisten über Neues aus dem Forschungsalltag des GWZO. Die Sendereihe, zu der auch andere außeruniversitäre Forschungseinrichtungen beisteuern, kann als Podcast abonniert werden. Bislang ist anlässlich unserer Ringvorlesung zum Thema »Wem gehört die Kunst?« Wissenswertes über den NS-Kunstraub im besetzten Polen zu hören.

> <https://detektor.fm/wissen/forschungsquartett-kunstraub-polen>

Der Sammelband zur Geschichte des Fußballs in unserer Forschungsregion erscheint rechtzeitig zu den WM-Ereignissen in einem deutschen und in einem russischen Verlag. Zum Fußball im östlichen Europa kommen die Herausgeber des »Fußballbuchs« *Der Osten ist eine Kugel* zu Wort.

> <https://detektor.fm/wissen/forschungsquartett-fussball-osteuropa>

Über das aktuelle Thema Separatismus spricht die Journalistin Doris Hellpoldt mit Stefan Troebst, dem stellvertretenden Direktor des Instituts, und mit Aleksandr Osipian, Historiker aus der Ostukraine, der dank eines Stipendiums der Philipp-Schwartz-Initiative für bedrohte Wissenschaftler eine längere Zeit an unserem Institut in Leipzig in Frieden forschen kann.

> <https://detektor.fm/wissen/forschungsquartett-separatismus-osteuropa>

Nachhören kann man auch die Buchpräsentationen, die auf der diesjährigen Leipziger Buchmesse im Programm »leipzig liest« stattgefunden haben. Auf der Plattform Voice Republic finden sich Mitschnitte der Diskussion über das *Handbuch Ostmitteleuropa Transnational* und vom Podium zum Fußballbuch.

> <https://voicerepublic.com/talks/transnationale-geschichte-ostmitteleuropas>

> <https://voicerepublic.com/talks/der-osten-ist-eine-kugel>

Von der Vorstellung des prächtigen *Handbuchs zur Kunst Ostmitteleuropas* in Prag berichtet Radio Praha. Auch diese Sendung lässt sich im Internet abrufen.

> <http://www.radio.cz/de/rubrik/geschichte/kunst-in-ostmitteleuropa-von-400-bis-1000>





Auszug aus *Der Tagesspiegel* vom 28.02.2018.
Mit freundlicher
Genehmigung

Abb. 1 Hutmodell
in Anlehnung an die
Budapester
Parlamentskuppel,
Tomás Király, 1989

Hoch auf die Freiheit

Linke Kritik am Staatssozialismus:
Left Performance Histories in der neuen
Gesellschaft für bildende Kunst zeigt
osteuropäische Aktionskunst ab den
1970er Jahren

Von BIRGIT RIEGER

Die Künstlerin Judit Kélé hat sich kürzlich in Berlin mit sich selbst vermählt. Kélés Performance *Ich bin ein Kunstwerk* begann bereits vor 40 Jahren. Die Ungarin stellte sich damals im Budapester Museum für Bildende Künste als Kunstwerk aus, auf der Biennale in Paris bot sie sich dann zur Versteigerung an. Mitbieten konnten nur Interessenten, die bereit waren, Kélé mittels Eheschließung hinterm Eisernen Vorhang hervorzuholen. Die Ehe, die damals zustande kam, wurde inzwischen geschieden. Als die Aktion im Rahmen der Ausstellung *Left Performance Histories* im Kreuzberger Kunstverein nGbK ihre Fortsetzung fand, suchte Kélé keinen Mann mehr – sie braucht jetzt nur noch sich selbst. Egal ob man das als Triumph der Emanzipation oder als trauriges Ergebnis einer überindividualisierten Gesellschaft liest – ein gelungener Kommentar auf die Gegenwart ist es allemal.

Left Performance Histories zeigt osteuropäische Aktionskunst ab den 1970er Jahren. Es geht nicht vorrangig um die Analyse dissidenten Strategien, wie meistens, wenn subkulturelle Kunst aus

den ehemaligen Ostblockstaaten ausgestellt wird. Vielmehr steht die Archivierung und Reaktivierung von Performances im Zentrum. Wie Aktionskunst für die Nachwelt aufzubewahren sei, war im Kunstkontext schon öfter Thema. Meistens ist die Quintessenz, dass Bilder und Filmaufnahmen nie ganz den Geist eines performativen Akts wiedergeben können. Die Ausstellung schlägt nun vor, die Performance als veränderliches und sich immer wieder neu konstituierendes Archiv zu verstehen. Zum Beispiel mit erneuten Aufführungen, wie bei Kélé.

Performance als wandelbares Archiv

Die Ausstellung basiert auf einem Forschungsprojekt zur Performancekunst, an dem unter anderem Kunst- und Theaterwissenschaftler der Freien Universität und des Leibniz-Instituts für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) beteiligt waren. Gesucht wurde nach marginalisierten Positionen östlicher Performancekunst, die von bekannten und weniger bekannten Künstlern aus Polen, Ungarn, Jugoslawien und der ehemaligen DDR teils selbst ausgewählt und vorgeschlagen wurden. So kristallisierten sich Themen

wie Geschlechteridentität und linke Kritik am Staatssozialismus heraus. Insgesamt ist das höchst interessant anzusehen, grade ob des authentischen Materials, das die Macher aus privaten Archiven geholt haben. Alle Arten von Dokumentation sind vorhanden: Schwarz-Weiß-Fotos, skurrile Super-8-Filme, Kontaktabzüge, Skizzenbücher sowie Neukonfigurationen von Plakaten wie bei Zygmunt Piotrowski aus Polen.

Künstler erinnern an fast vergessene Aktionen

Die Ausstellung startet mit Selbstinszenierungen à la »chic, charmant & dauerhaft«, einer Gruppe aus Designern, Models und Punks, die in Ostberlin Mitte der 80er Jahre mit wilden Modenschauen gegen staatlich verordnete aber auch westliche Modetrends antraten. In mehreren Arbeiten aus den 70er und 80er Jahren steht die Ehe in der Kritik, etwa bei Ewa

Partum, einer Ikone der feministischen, polnischen Konzeptkunst. In Partums Performance wie in etlichen anderen wird weibliche Nacktheit in der Öffentlichkeit als Provokation und Geste des Widerstands genutzt. Was heute immer noch ein Garant für Extra-Aufmerksamkeit ist.

Die kroatische Konzeptkünstlerin Sanja Ivekovic hat Schwarz-Weiß-Fotos einer ihrer älteren Performances beige-steuert. Während Titos Staatsbesuch in Zagreb 1979 hielt die Künstlerin sich trotz Verbots auf ihrem Balkon auf, dabei trank sie Whiskey und tat so, als würde sie masturbieren. Kurze Zeit später klingelte ein Geheimagent an ihrer Tür und forderte sie auf, das zu unterlassen. Der ungarische Performer El Kazovszkij hingegen wandte sich gegen starre Männlichkeitsbilder, indem er in seinen barock ausgestatteten Filmtableaus androgyne Jünglinge, Engel und Tänzerinnen auftreten ließ.

Camp-Ästhetik existierte auch hinterm Eisernen Vorhang – und sie war hochpolitisch. So wie der dritte Teil der Schau, in dem es um die linke Kritik am Staatssozialismus geht. Manche Künstler versuchten das System von innen zu verändern, indem sie mit staatlichen Stellen kooperierten. Die Leipziger Gruppe 37,2, unter anderem mit den Künstlern Hans-Joachim Schulze und Hartwig Ebersbach, veranstaltete etwa Kreativitätstrainings in volkseigenen Betrieben. Die Arbeiter fanden das so befreiend, dass die Kurse von staatlicher Seite schnell wieder eingestellt wurden. In den Ausstellungstafeln betonen die Macher der Schau, dass manche subversive Aktionen geduldet und als Ventil zugelassen wurden, während die Behörden sehr empfindlich reagieren konnten, wenn ihnen von Künstlerseite die Abkehr von sozialistischen Grundsätzen vorgeworfen wurde. [...]



Ausstellungskalender 2018/19

03.02.–25.03.2018
 Neue Gesellschaft
 für bildende Kunst
 (nGbK), Berlin
**Left Performance
 Histories.**

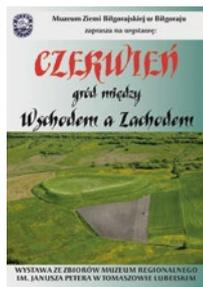


**Perspektiven auf
 Kunstaktionen aus Osteuropa**

Eine Ausstellung der neuen Gesellschaft für bildende Kunst, kuratiert von Mitgliedern des DFG-geförderten Wissenschaftsnetzwerkes »Aktionskunst jenseits des Eisernen Vorhangs«

Kurator/innen: Adam Czirak (Freie Universität Berlin), Astrid Hackel (freie Wissenschaftlerin), Beáta Hock (GWZO), Andrej Mircev (Freie Universität Berlin) und Angelika Richter (freie Kuratorin)

16.03.–15.06.2018
 Regionalmuseum Biłgoraj/Polen
**Czerwień – gród między
 Wschodem a Zachodem
 Czerwień – eine Burg zwischen
 Ost und West**



Eine Ausstellung des Muzeum Ziemi Biłgorajskiej, Polen.

Kuratorinnen: Jolanta Bagińska (Tomaszów Lubelski), Barbara Szpunar (Tarnów); wissenschaftlich begleitet von Marcin Wołoszyn (GWZO)

09.05.–31.08.2018
 Hutten-Czapski Museum des
 Nationalmuseums Krakau/Polen
**Istotne – niepozorne.
 Ołowiane znaki pieczętnie
 Important and inconspicuous.
 Lead seals**



Eine Ausstellung des Nationalmuseums Krakau wissenschaftlich begleitet von Marcin Wołoszyn (GWZO)

28.09.2018–31.03.2019
 Staatliches Museum für
 Archäologie Chemnitz
**Sachsen – Böhmen.
 So nah, so fern**



Eine Ausstellung des Staatlichen Museums für Archäologie Chemnitz (smac) und der Tschechischen Nationalgalerie Prag

Kuratorinnen: Doreen Mölders und Claudia Vattes (LfA), wissenschaftlich begleitet von Matthias Hardt (GWZO)

11.02.–06.04.2019
 Széchényi Nationalbibliothek,
 Budapest
**Armenische Bibel und
 religiöse Praxis**



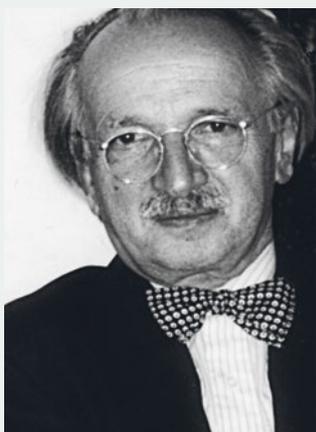
Eine Jubiläumsausstellung des GWZO, der Armenischen Nationalbibliothek und der Katholischen Péter Pázmány Universität aus Anlass der vor 350 Jahren gedruckten »Armenischen Bibel«. Kuratoren: Bálint Kovács (GWZO) und Vahe Tachjian (Katholische Péter-Pázmány-Universität Budapest)

Virtuelle Ausstellungen

www.trinkewitz-ausstellung.de
**»Die unerträgliche Leichtigkeit des Haiku« –
 Der Künstler Karel Trinkewitz**

Eine virtuelle Präsentation der Ausstellung »Die unerträgliche Leichtigkeit des Haiku« – Der Künstler Karel Trinkewitz. Eine Ausstellung des GWZO, der Humboldt-Universität zu Berlin und der Universität Potsdam, 15.09.–03.10.2018, Lichthof der Humboldt-Universität zu Berlin. Kuratiert von Christine Gözl (GWZO), Alfrun Kliems (Humboldt-Universität zu Berlin) und Birgit Krehl (Universität Potsdam), als digitale Ausstellung konzipiert und umgesetzt von zeitläufer, conwords und Christine Gözl (GWZO)





Spiritus Rector des GWZO: Klaus Zernack

1931–2017

Die Nachricht, dass der Osteuropahistoriker Klaus Zernack Anfang November 2017 verstorben ist, verbreitete sich rasch unter seinen Schülern, Kollegen und Freunden im In- und Ausland, darunter besonders in Polen. Nicht zuletzt am Leibniz-Institut GWZO löste sie tiefe Betroffenheit und Trauer aus. Eine ganze Reihe von Nachrufen und Würdigungen sind inzwischen veröffentlicht worden. Sie lassen noch einmal die Tätigkeiten dieses außergewöhnlichen Wissenschaftlers, akademischen Lehrers und Kollegen in ihrer ganzen Breite aufscheinen und unterstreichen im Besonderen seine Bedeutung für die Disziplin und die von ihm intensiv bearbeiteten, ja zum Teil neu konzipierten und geprägten Forschungsfelder.

An erster Stelle steht da die Beziehungs- und Verflechtungsgeschichte, worin wiederum der Bezug auf die deutsch-polnischen Verhältnisse im Laufe der Jahrhunderte vom Mittelalter bis in die Gegenwart eine besondere Rolle spielt. Zernacks wissenschaftlicher Zugang zu dieser Thematik war von einer einmaligen Gelehrsamkeit geprägt, die auch ihr gesamtes Umfeld umfasste. Diese wird »von Osten« her durch seine fulminante Studie über *Polen und Russland. Zwei Wege in der europäischen Geschichte* dokumentiert. Aber der Osteuropahistoriker Zernack näherte sich den deutsch-polnischen Beziehungen ebenso von Norden her, er hatte im schwedischen Uppsala studiert. Und von Süden, indem er die Geschichte Böhmens kenntnisreich berücksichtigte. Schon seine Dissertation *Studien zu den schwedisch-russischen Beziehungen in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts* (Gießen 1957) ebenso wie seine Habilitationsschrift *Die burgstädtischen Volksversammlungen bei den Ost- und Westslaven. Studien zur verfassungsgeschicht-*

lichen Bedeutung des Veče (Gießen 1964/65, publiziert 1967) lassen dieses breite Forschungsspektrum erkennen. Nicht nur in seiner geschichtsregionalen, sondern auch in seiner ganzen zeitlichen Erstreckung. Insofern war Zernack geradezu berufen, unter dem Titel *Osteuropa* eine bis heute einzigartige »Einführung in die osteuropäische Geschichte« zu verfassen, die diese große Geschichtsregion von Anfang an erfasst und in ihren vier Subregionen »Ostmittleuropa«, »Südosteuropa«, »Russland« und »Nordosteuropa« verständlich macht.

Stets galt Zernacks Interesse auch den mittelalterlichen, schon seit der slawischen Frühgeschichte geprägten Wurzeln der späteren historischen Entwicklungen bis in die Gegenwart hinein. Den Deutungswandel der hochmittelalterlichen Kolonisation von einem vorgeblich deutsch inspirierten Entwicklungs- und Zivilisierungsschub, wie ihn noch die Erben der deutschen Ostforschung propagierten, hin zu einem gesamteuropäischen Phänomen, das Autochthone und Zuwanderer gemeinsam formten, erlebte und gestaltete Zernack maßgeblich mit. Dies dokumentiert anschaulich der Band *Die deutsche Ostsiedlung des Mittelalters als Problem der europäischen Geschichte* zu den Reichenau-Tagungen 1970–1972. Sie fasste Zernack unter dem Titel *Die hochmittelalterliche Kolonisation in Ostmitteleuropa und ihre Stellung in der europäischen Geschichte* zusammen. Zugleich übernahm und propagierte er den von Wolfgang H. Fritze geprägten Terminus »Germania Slavica« für die einst slawischen, dann deutsch gewordenen Landschaften östlich von Elbe und Saale als Ausdruck des deutsch-slawischen Zusammenwirkens in all seinen Facetten. Für die Analyse dieses Phänomens unter-

strich Zernack die Forderung nach einem interdisziplinären Vorgehen unter Einbeziehung der Archäologie und der Linguistik. Von Anfang an wirkte er zudem in der unter dem Dach der UNESCO im Jahr 1972 gegründeten Deutsch-Polnischen Schulbuchkommission mit, deren erste »Empfehlungen« den Zeitraum von den ersten Kontakten von Slawen und Germanen im Altertum und im frühen Mittelalter bis zur nationalsozialistischen Besatzungspolitik umfassten.

Bald gehörte Zernack zur Trias der Herausgeber, die sich um die Realisierung des Großprojektes *Glossar zur frühmittelalterlichen Geschichte des östlichen Europa* bemühten, ein Projekt, das er bedauerlicherweise später zu den »Ruinen am Wege« der Osteuropaforschung zählen musste (so formuliert in den Jahrbüchern für Geschichte Osteuropas 1989 und noch heute ein geflügeltes Wort am GWZO). Als Verantwortlicher für das Fachgebiet Geschichte Ostmitteleuropas gehörte er darüber hinaus zu den Mitherausgebern des *Lexikons des Mittelalters*, und für das von ihm ebenfalls mitherausgegebene *Handbuch der Geschichte Russlands* übernahm er obendrein die Verantwortung für Band 2 (*Vom Randstaat zur Hegemonialmacht. 1613–1856*).

In die Zeit der Betreuung dieses Bandes fiel das Epochenjahr 1989, das neben seinen vielfältigen politischen Umbrüchen auch einen tiefgreifenden Wandel der institutionellen Osteuropaforschung im vereinten Deutschland nach sich zog. Zernack hatte zwischenzeitlich, nach wissenschaftlichen Stationen in Gießen und Frankfurt am Main, im Jahr 1984 am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin den für ihn eingerichteten Lehrstuhl für Geschichte Ostmitteleuropas und Nordosteuropas übernommen.

Er war zu dieser Zeit außerdem Vorsitzender der Historischen Kommission zu Berlin (HiKo) und zugleich Leiter der dort existierenden Abteilung für die Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen. An beiden Institutionen begann binnen kurzem eine erstaunliche Intensivierung der zuvor kaum realisierbaren Besuchs- und Vortragskontakte zu den Kollegen im Osten der Stadt, die institutionell an die Humboldt-Universität zu Berlin und an die Akademie der Wissenschaften der DDR (AdW) angebunden waren. So kam es, dass Zernack an Gesprächen beteiligt war, die unter der Leitung von Heinz Riesenhuber, dem damaligen Bundesminister für Forschung und

Technologie, das Schicksal der Akademie der Wissenschaften der DDR entschieden. Hier gelang es, die Einsicht zu fördern, dass aus der Abwicklung der AdW durchaus auch folgenreiche, positive Impulse für die kultur- und geisteswissenschaftliche Forschung in einer neu entstehenden, gesamtdeutschen Wissenschaftslandschaft ausgehen können. Der Wissenschaftsrat empfahl die Einrichtung außer-universitärer »geisteswissenschaftlicher Forschungszentren«, woraus dann die Geisteswissenschaftlichen Zentren, darunter das Geisteswissenschaftliche Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas, unser GWZO, hervorgingen.

Dass die Forschungen zum östlichen Mitteleuropa hierbei eine so exklusive Behandlung erfuhren, ist ganz eindeutig Klaus Zernack als »Spiritus Rector« des GWZO zu verdanken. Im Rahmen der Fördergesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben mbH entstand unter der Ägide der Max-Planck-Gesellschaft zunächst der Forschungsschwerpunkt Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas unter der kommissarischen Leitung von Zernack. Die Institution wies räumlich eine gewisse Kontinuität zum Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie (ZIAGA) der AdW in der Leipziger Straße in Berlin auf. Und auch darin drückte sich die von Zernack gewünschte und für die Zukunft verankerte Interdisziplinarität aus, die bis heute die Arbeit unseres Hauses prägt. Denn die Archäologie bildete nicht nur damals, sondern von nun an einen festen Bestandteil des Forschungsspektrums des GWZO. Dessen zukünftiger Platz sollte sich dann allerdings



Professor Klaus Zernack (Mitte) im GWZO zum 65. Geburtstag des Gründungsdirektors Professor Winfried Eberhard

in Leipzig befinden, wofür unter anderem die dortige slawistisch-onomastische Forschungstradition den Ausschlag gab.

Klaus Zernack war dem neuen Ostmitteleuropa-Zentrum von Anfang an eng verbunden. Er suchte das Gespräch mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und wirkte wesentlich an der Gestaltung des Forschungsprogramms mit. Als das GWZO mit Beginn des Jahres 1996 seine Arbeit in Leipzig aufnahm, übernahm er den Vorsitz des neu eingerichteten Wissenschaftlichen Beirates, den er bis Ende 2000 innehatte. Gerade auch in dieser Funktion stand er dem GWZO besonders in den Phasen thematischer Erweiterung und Umorientierung mit Rat und Tat zur Seite, wenn es zum Beispiel galt, neue wissenschaftliche Projekte bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft zu beantragen oder laufende Vorhaben evaluieren zu lassen (1996–2007). Als Beiratsvorsitzender wirkte

er stets auch an den Sitzungen des Kuratoriums des GWZO mit. Dem Standort Leipzig war er zudem durch seine Mitgliedschaft in der Societas Jablonoviana verbunden, die er von 2009 bis 2012 in der Mitgliederversammlung des GWZO vertrat. Für diese nahm er in den Jahren 2009 bis 2010 auch den Sitz im Kuratorium des GWZO wahr.

Für das GWZO und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter war er in den Jahren von 1996 bis zuletzt nicht nur in all diesen Funktionen, sondern darüber hinaus im privaten Gespräch ein wichtiger, ja ein unersetzlicher Gesprächspartner und Ratgeber. Wir sind ihm für sein jahrzehntelanges Wirken für die Wissenschaft im Allgemeinen und für unser Institut im Besonderen zu großem Dank verpflichtet.

CHRISTIAN LÜBKE UND DIE MITARBEITERINNEN
UND MITARBEITER DES GWZO



Professor Zernack (links) und der heutige Direktor des GWZO, Professor Christian Lübke (Mitte), gratulieren dem Jubilar (rechts)



Professor Zernack im Gespräch

bietet einen Überblick über die am Institut geleistete Forschung, Veranstaltungen und Neuerscheinungen und stellt einen ausgewählten Ansatz näher vor.

Ziele

Das Jahr 2017 war neben dem Gründungsjahr 1995 wohl das wichtigste in der über 20-jährigen Geschichte des Instituts. Ende November 2016 beschloss die Mitgliederversammlung der Leibniz-Gemeinschaft, das GWZO in ihren Kreis aufzunehmen. Seit Beginn des Jahres 2017 sind wir also Teil einer der großen Wissenschaftsorganisationen Deutschlands und tragen seither den Namen Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO). Das besondere Anliegen unseres Instituts war und ist es, die Verbindungen in die östlichen Nachbarländer zu erhalten, zu erweitern und zu erneuern.

Trotz der Namenänderung und der damit markierten geographischen Ausweitung der wissenschaftlichen Zuständigkeit ist auch weiterhin das für das Institut seit seiner Gründung angewandte und fortentwickelte Konzept einer durch besondere Strukturen gekennzeichneten Geschichtsregion Ostmitteleuropa grundlegend und bildet den Ausgangspunkt. Von hier werden zusätzlich Blicke nach Norden und Osten geworfen – nach Belarus, zu den baltischen Ostseeanrainern und weiter nach Nordosten sowie in die Ukraine und bis zum Kaukasus. Die Ausrichtung des Instituts hat die Interaktion und Kooperation mehrerer Fächer zur notwendigen Konsequenz. Bis heute ist das Forschungsprogramm den Prinzipien von Komparatistik, Interdisziplinarität und Transnationalität verpflichtet.

Der Forschungsgegenstand des Instituts, Tiefenwissen zur Geschichte und Kultur des östlichen Europa und insbesondere Ostmitteleuropas zu generieren, umfasst ein chronologisches Spektrum vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart. Phänomene wie multiethnische Siedlungsprozesse, ausgeprägte Ständeverfassungen, pluralistische Konfessionalisierung, Ruralität und späte Industrialisierung, nationale und staatliche Emanzipationsprozesse bis an die Schwelle

der Gegenwart sowie von außen herangetragen und intern rezipierte Rückständigkeitsdiskurse prägen die Strukturen Ostmitteleuropas auf lange Dauer. Für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts sind überdies die 1918 entstandene »Kleinstaatenswelt« sowie die nationalsozialistische und sowjetische Überformung Ostmitteleuropas samt den Genoziden Holocaust und Porrajmos zu nennen. Für die zweite Hälfte spielen das Exil, intellektuelle Dissidenz, zivilgesellschaftliche Gegenstrukturen sowie das genuin ostmitteleuropäische Epochenjahr 1989 eine Rolle.

In den letzten Jahren wurde die Arbeit des Instituts mehrfach, darunter auch durch den Wissenschaftsrat, positiv evaluiert und die herausragenden Forschungs-, Publikations- und Ausstellungsleistungen am GWZO unterstrichen. Die Anfang 2013 vom Wissenschaftsrat veröffentlichten Empfehlungen zur Weiterentwicklung der außeruniversitären historischen Forschung zu Osteuropa attestieren dem Institut die anhaltende Relevanz seines Forschungsgegenstands. Im Rahmen der Gesamtentwicklung der Europäischen Union ist das Interesse an politischen Entwicklungen im östlichen Europa und an deren historisch-kulturellen Hintergründen – bedingt durch den Beitritt der östlichen Anrainerstaaten 2004 und 2011 zur Europäischen Union – bis heute noch gewachsen. Hierzu geben auch die diversen Jahrestage und damit Erinnerungen an die Weltkriege, den »Prager Frühling« 1968 und das »Wendejahr« 1989, sowie die Ereignisse in der Ukraine und aktuell insbesondere die politischen Entwicklungen in Polen und in Ungarn Anlass.

Ansätze

Der Themenschwerpunkt »Bellum, commercia et artes« lotet das Verhältnis von Krieg und Künsten aus und stellt dabei die Ostsee in der Frühen Neuzeit als kulturelle Kontaktzone und viel umkämpftes Terrain in den Mittelpunkt der Betrachtung.

Die Ostsee, seit jeher eine wichtige Kontaktzone für binneneuropäische politische, wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen, war insbesondere in der Frühen Neuzeit stark umkämpft. Das über zwei Jahrhunderte andauernde Ringen um das *dominium maris Baltici*, die Vorherrschaft im Ostseeraum, erwies sich für Nordosteuropa prägend und beeinflusste insgesamt die politische Neuordnung des frühneuzeitlichen Europas. Klaus Zernack definierte »das Zeitalter der nordischen Kriege«, welches das Ausgreifen des Dreißigjährigen Krieges auf die Region einschließt, als eine eigene Geschichtsepoche, in der sich »sukzessive, aber keineswegs gradlinig das neue Gesicht Osteuropas« formte.¹ Unter den »nordischen Kriegen« fasste er dabei die Gesamtheit der militärischen Auseinandersetzungen im Ostseeraum in den Jahren von 1554–1721 zusammen, zu deren Hauptakteuren Polen, Schweden, der Moskauer Staat und Dänemark gehörten. Erst Zernacks umfassendes Konzept der Nordischen Kriege als regionenkonstituierende Geschichtsepoche wies über die bisherige nationalhistoriographische Forschung hinaus und lenkte die Aufmerksamkeit auf größere Zusammenhänge, betonte das transnationale Ausmaß der vielen miteinander verbundenen Konfliktherde und machte die Folgen des Kampfes um die Vormachtstellung im Ostseeraum im gesamteuropäischen Kontext sichtbar.

Auf Zernacks Konzept fußt der GWZO-Themenschwerpunkt »Bellum, commercia et artes: Seehandel, Städtebau und künstlerische Repräsentation in Nordosteuropa im Zeitalter der Nordischen Kriege

(1554–1721)«. 2014–2016 im Rahmen der gleichnamigen Projektgruppe realisiert, wurde das Thema seit Aufnahme des GWZO in die Leibniz-Gemeinschaft in die neue Struktur des Zentrums überführt. Leitend ist weiterhin die Frage, inwiefern die Nordischen Kriege – bei all ihrer zerstörerischen Wirkung – auch Modernisierungsprozesse auslösten und insbesondere Entwicklungsimpulse für die eng miteinander verknüpften Bereiche des Seehandels, des Städtebaus, der Repräsentationspraxis sowie des Kunst- und Kulturtransfers gaben. Ziel ist es, das Zeitalter der Nordischen Kriege sowohl aus der Perspektive wirtschaftlicher wie kultureller Interdependenzen in der Region zu erfassen, in den Kontext gesamteuropäischer und globaler Entwicklungskonjunkturen einzubinden und somit stärker in den Blick der internationalen Forschung zu rücken. Eine Annäherung an dieses weite Feld ist im Rahmen des Themenschwerpunkts nur an Fallbeispielen möglich. Diese sind allerdings so gewählt, dass sie, mit fachspezifischem Instrumentarium interdisziplinär beforscht, einander erweiternde Erkenntnisse zu Tage fördern und Synergieeffekte auslösen. Unser Augenmerk richtet sich dabei auf folgende vier Bereiche:

Seehandel

In der Frühen Neuzeit entstand in Nordwesteuropa, also in den Niederlanden und England, das Zentrum dessen, was Fernand Braudel und Immanuel Wallerstein die europäische Weltwirtschaft genannt haben – ein transkontinentales Handelssystem, das Teile Asiens, Afrikas und der Amerikas verband. Voraussetzung dafür war die Transformation Ostmitteleuropas, hier vor allem Polen-Litauens, in den »Brotkorb Europas«, desgleichen die Inkorporation des Moskauer Staates als Hauptlieferant für Waldwaren und für so genannte *naval stores*, die für den Schiffbau der beiden Seemächte unabdingbar waren. Die neue ökonomische Bedeutung des östlichen Europa hatte gravierende soziale Folgen, brachte aber auch Infrastrukturverbesserungen wie den Bau von Häfen, Kanälen und Schleppstellen sowie den Ausbau der mittelalterlichen Städtelandschaft mit sich.

Städtebau

Am deutlichsten kamen die ökonomischen Auswirkungen militärischer Landnahmen im Ausbau bestehender sowie in Gründungen neuer Handelszentren zum Tragen, die mit der Entstehung und Reroutierung von Handelswegen zusammenhingen. Neben den alten Metropolen, wie Danzig oder Riga, etablierte sich zunehmend eine Reihe von mittelgroßen Hafenstädten, deren Lage an den Mündungen großer Flüsse den Handel mit dem Binnenland und einen infrastrukturellen Ausbau des Hinterlandes begünstigte. Zu diesen Städten zählte Narva, das während der schwedischen Herrschaft im 17. Jahrhundert zur Drehscheibe für den Ost-West-Handel wurde. Die urbane Entwicklung der Stadt und die Repräsentation seiner Eliten hingen mit den durch die Kriegsführung veränderten ökonomischen Voraussetzungen und politischen Konstellationen aufs Engste zusammen.

Kunst

Während am Beispiel Narvas kulturelle, politische und ökonomische Verflechtungen im lokalen Rahmen einer Mikrostudie auf verschiedenen Ebenen erfasst werden können, wird in der Untersuchung, die den künstlerischen Beziehungen nachspürt, ein breiterer geographischer Bogen geschlagen. Denn hier geht es einerseits um die Erfassung visueller Kommunikation der politischen und ökonomischen Eliten, andererseits um den überregionalen künstlerischen Transfer im Ostseeraum.

Einen eigenen Fragenkomplex stellt die Aneignung von Objekten und Kenntnissen der Kunst im Verlauf militärischer Handlungen dar: Der Kunstraub und die gezielte Rezeption gebauter Architektur in Polen-Litauen durch die Schweden sind dafür Paradebeispiele. Aus der Beschäftigung mit diesem Thema ist die Konzeption der diesjährigen, sehr gut besuchten GWZO-Ringvorlesung hervorgegangen. In Vorträgen

für ein breites, interessiertes Publikum erkunden prominente Vertreterinnen und Vertreter verschiedener Disziplinen das Phänomen Kunstraub in einer *longue durée*-Perspektive.

Zeremoniell

Eine über die reine Visualität weit hinausreichende symbolische Kommunikation spielte für einen Bereich eine zentrale Rolle, dessen Erforschung für den Ostseeraum noch am Anfang steht – das Zeremoniell als Teil des *theatrum belli*. Militärische Erfolge waren im Zeitalter der Nordischen Kriege nicht nur ein Ergebnis strategischen, physischen Kampfes, sondern auch diplomatischer Verhandlungen sowie zeremonieller Demonstration und Konstruktion des Habitus eines Siegers. Kriegerische Eroberungen fanden ihren ästhetischen aber auch performativen Ausdruck in prunkvoll gestaltetem zeremoniellen Raum, sei es durch Ehrenbauten, Schlösser, Ehrenportale oder Triumphbögen und förderten somit den Aufschwung der Künste und der Wirtschaft.

Ein beachtlicher Teil der über die letzten Jahre gewonnenen Erkenntnisse wird in das *Handbuch zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa* einfließen. Der fünfte Band des großen Publikationsprojekts des GWZO wird *Von der Renaissance zum Barock (1570–1670)* heißen.

Relevant ist das Themenfeld auch für das geplante Ausstellungsprojekt, das derzeit vom GWZO in Kooperation mit der Nationalgalerie Prag, den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden sowie weiteren Partnern, in Schweden und anderswo, für das Jahr 2020 vorbereitet wird. In dieser großen Kunstschau soll unter dem Titel *Bellum et artes* das Verhältnis von Krieg und Kunst im Dreißigjährigen Krieg ausgelotet werden.

AGNIESZKA GAŚSIOR

1 ZERNACK, Klaus: Das Zeitalter der Nordischen Kriege als frühneuzeitliche Geschichtsepoche. In: Zeitschrift für Historische Forschung 1 (1974), 55–79.

Das Jahr in Zahlen

5 Ausstellungen

21 Veranstaltungen für ein breites Publikum



z.B. Festveranstaltung »25 Jahre Leibniz-Institute in Sachsen«, 6. Februar 2017, Kongresshalle am Zoo, Leipzig

50 Transferleistungen

23 Gastvorträge am GWZO

22 Konferenzen und Workshops

4 Zentralveranstaltungen



z.B. Oskar Halecki-Vorlesung 2017, Prof. Dr. Ulrich Schmid (St. Gallen) zu nationalen Geschichtsnarrativen in osteuropäischen Populärmedien, 24. Oktober 2017

31 Lehrveranstaltungen

124 Vorträge

6 Monographien

12 Sammelbände

92 Aufsätze in Sammelbänden

29 Zeitschriftenbeiträge

37 Publikationen im Open Access

38 Internationale Kooperationen

43 Nationale Kooperationen



z.B. Kooperationsworkshop von GWZO und Zentrum für Literatur- und Kulturforschung, Berlin, zur Auslotung gemeinsamer Forschungsinteressen

101 Gutachten und Referenzen

1 Habilitation

1 Berufung zur außerplanmäßigen Professorin

Förderung

Mit Beginn des Jahres 2017 wurde das GWZO als Leibniz-Institut in die gemeinsame Förderung durch Bund und Länder aufgenommen. Diese Grundfinanzierung ermöglicht die Arbeit in den neu eingerichteten drei Forschungsabteilungen und der vierten neuen Abteilung für Wissenstransfer und Vernetzung. Bis zum Eintritt in die Leibniz-Gemeinschaft hatte zuerst die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) und seit 2008 dann das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) die am Institut in Projekten betriebene Forschung finanziert. Mit Hilfe der institutionellen Förderung, die sich der Freistaat Sachsen mit dem

Bund teilt, und mit einer zusätzlichen großzügigen BMBF-Finanzierung des Teilvorhabens »Visualisierung und architektonische Gestaltung sozialer Umwelt« konnten auch im Jahr 2017 das seit vier Jahren erfolgreich laufende Forschungsprogramm und die daraus resultierenden Synthesen, wie Editionen, Handbücher, Ausstellungen, vorangetrieben werden. Darüber hinaus wurden anderweitig Finanzierungen für Drittmittelprojekte und zahlreiche Veranstaltungen eingeworben.

Wir bedanken uns bei allen unseren Förderern für die Unterstützung.



Im Jahr 2017 ...

... arbeiteten am GWZO 44 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, darunter 5 Doktorandinnen und Doktoranden. Am Gastwissenschaftlerprogramm nahmen 12 Forscherinnen und Forscher aus aller Welt teil. Hinzu kamen 11 Stipendiatinnen und Stipendiaten, gefördert durch das Utrecht Network Young Researchers, den Leibniz-WissenschaftsCampus Eastern

Europa – Global Area (EEGA), das Mobilitätsprogramm der Universität Ostrava, den Leibniz-DAAD, den DAAD und die Alexander von Humboldt-Stiftung (Philipp-Schwartz-Initiative).

Mehr zu den Forschungen 2017 ist im GWZO-Jahresbericht nachzulesen, der auf www.leibniz-gwzo.de heruntergeladen oder unter öffentlichkeit@leibniz-gwzo.de bestellt werden kann.

Arbeitsprogramm und Themen

Die Aufnahme in die Leibniz-Gemeinschaft bedeutete auch eine organisatorische Umstrukturierung für das Institut. Seit Januar 2017 gliedert sich das GWZO nun in die vier Abteilungen »Mensch und Umwelt«, »Kultur und Imagination«, »Verflechtung und Globalisierung« sowie »Wissenstransfer und Vernetzung« (einschließlich Spezialbibliothek) und in eine Verwaltungsabteilung.

Abteilung »Mensch und Umwelt«

Themenfelder Forschungsprogramm:

- Archäologie des frühen Christentums im mittleren und unteren Donaauraum
- Bodenmelioration in mittelalterlichen Siedlungen
- Usus aquarum
- Die polnische Schule der Denkmalpflege
- Rekonstruktionen und historische Konstruktionen
- Ausgegrabenes wird Erinnerungsort

Drittmittelprojekt Freigeist-Fellowship VW-Stiftung:

- »The Dantean Anomaly (1309–1321)«. Teilprojekte:
- Oberitalien
 - Mitteleuropa
 - Ostfrankreich

Abteilung »Kultur und Imagination«

Themenfelder Forschungsprogramm:

- Konkurrenten und Höflinge
- Bellum et artes
- Narva im Zeitalter der Nordischen Kriege
- Decorum Belli
- Im Vorhof des großen Bären
- Körper der Romantik
- Ikonen im Wandel
- Denkmalschutz im Baltikum

Drittmittelprojekt BMBF:

- »Visualisierung und architektonische Gestaltung sozialer Umwelt«. Teilprojekte:
- Červenische Burgen
 - Die großen Familien in den königreichen Böhmen und Ungarn
 - Repräsentationen des magnatischen Adels
 - Armenier in Wirtschaft und Kultur Ostmitteleuropas
 - Künstlerkolonien im östlichen Europa
 - Arbeit an der Praxis als utopische Praxis
 - Sozialistische Leinwandutopien
 - Fragile Körper – fragile Räume

Abteilung »Verflechtung und Globalisierung«

Themenfelder Forschungsprogramm:

- Kunst – Künstler – Politik
- Transnationale Migration
- Technologieentwicklung und Verkehrsinfrastrukturpolitik
- Ostmitteleuropäische Staaten im System der Internationalen Organisationen

- Institutionalisierung des Völkerrechts
- Lokale Zivilgesellschaft und das Völker(straf)recht

Drittmittelprojekt DFG:

»Ethnische Gruppenbildung in der Vormoderne«

Drittmittelprojekt DFG:

»Verfall der osmanischen Provinzverwaltung?«

Abteilung »Wissenstransfer und Vernetzung«

Tätigkeitsfelder »Wissen zeigen«:

- Handbuch zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa
- Ausstellungsprojekte

Tätigkeitsfelder »Wissen digital«:

- Forschungsdatenmanagement

Drittmittelverbundprojekt

SAW Leibniz-Gemeinschaft:

»Forschungsinfrastruktur Kunstdenkmäler in Ostmitteleuropa«

Drittmittelverbundprojekt SMWK:

»Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung in Sachsen«. Teilprojekt:

Erschließung arkaner Quellen für die Osteuropaforschung

Tätigkeitsfeld »Wissen finden«:

- GWZO-Bibliothek

Tätigkeitsfelder »Wissen kommunizieren«:

- Öffentlichkeitsarbeit
- Medienarbeit
- Veranstaltungsmanagement
- Gästemanagement

Veranstaltungen

Auch 2017 veranstaltete das GWZO zahlreiche Tagungen und Workshops, organisierte Ringvorlesungen und Vortragsreihen, initiierte Gastvorträge seiner Gastwissenschaftlerinnen und Gastwissenschaftler sowie Stipendiatinnen und Stipendiaten, aber auch öffentliche Lesungen, Ausstellungen und Podiumsgespräche. Oft kooperierte das Institut dabei mit Partnern in Leipzig, in Deutschland, in der Untersuchungsregion sowie im übrigen europäischen und außereuropäischen Ausland. Wir sind diesen uns freundschaftlich verbundenen Institutionen zu Dank verpflichtet. Eine vollständige Liste der Kooperationspartner des GWZO findet sich auf unserer Homepage www.leibniz-gwzo.de.

Chicago

Wintersemester 2016/17 | Mittwochsvorträge in Specks Hof

Aus aktuellen Forschungen von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des GWZO und seinen Gästen
GWZO Leipzig

19.–21. Januar 2017 | Tagung

Kaiser und Stadt – Nürnberger Kunst im 14. Jahrhundert. Tagung im Kontext der Bayerisch-Tschechischen Landesausstellung anlässlich des 700. Geburtstags Karls IV.
Nürnberg

16.–17. März 2017 | Internationaler Workshop

New Materiality: Things – Environment – Human-Animal Relations
GWZO Leipzig

23.–24. März 2017 | Veranstaltungsreihe

GWZO-Veranstaltungen im Rahmen des Programms »Leipzig liest« der Leipziger Buchmesse
Leipzig

27.–30. April 2017 | goEast-Symposium 2017

Feministisch wider Willen – Filmemacherinnen aus Mittel- und Osteuropa / Reluctant Feminism – Women Filmmakers from Central and Eastern Europe
Wiesbaden

Sommersemester 2017 | Ringvorlesung

Orientalische Frage und Polnische Frage: Das östliche Europa in den internationalen Beziehungen des »langen« 19. Jahrhunderts
GWZO Leipzig

11.–13. Mai 2017 | Internationale Tagung

Die Danziger Marienkirche – Der Bau und seine Ausstattung im europäischen Kontext
Danzig/Polen

19.–20. Juni 2017 | Internationale Tagung

Jewish History and Culture in the Early Modern World. New Perspectives in Research, Exhibitions and Digitalization
Leipzig

26.–28. Juni 2017 | Internationale Tagung

Lublin 1317. Narodziny miasta europejskiego / Lublin 1317. Die Entstehung einer europäischen Stadt
Lublin/Polen

26.–28. Juni 2017 | Internationale Tagung

Wohntürme als Symbole von Herrschaft. Funktionen, Ausgestaltung, Symbolik / Tower Houses as Symbols of Rulership. Functions, Design, Symbolism
Jelenia Góra/Polen

31. August–3. September 2017 | Internationale Konferenz

Fifth European Congress on World and Global History »Ruptures, Empires and Revolutions«
Budapest/Ungarn

14.–16. September 2017 | Internationale Tagung

Communism beyond Eurocentrism
Leipzig

20.–22. September 2017 | Internationale Konferenz

Vom Winde verweht? Frühmittelalterliche Zentralorte in heutigen ländlichen Regionen. Zwischen Forschung, Bewahrung und Reenactment. Seminar Nr. 5
Zamość/Polen

20.–23. September 2017 | ARKUM-Jahrestagung

Orte und Landschaften der Mobilität
Wien/Österreich

20.–23. September 2017 | Tagung

IV. Forum Kunst des Mittelalters.
360° – Verortung, Entgrenzung, Globalisierung
Diverse Orte

28.–29. September 2017 | Internationale Konferenz

Institutions and International Law in Eastern Europe
GWZO Leipzig

12.–15. Oktober 2017 | Internationale Tagung

Kulturelle Langzeitfolgen von Strukturwandel
in den Industrieregionen des Ruhrgebietes,
der Böhmisches Länder und der Slowakei
Essen

23.–24. Oktober 2017 | Jahrestagung des GWZO

Ostfaktisch: Herstellung, Aneignung, Beugung –
Geschichte(n) im Fokus von Politik, Wissenschaft
und Kunst
GWZO Leipzig

24. Oktober 2017 | Oskar-Halecki-Vorlesung 2017

Modellierung und Emotionalisierung.
Nationale Geschichtsnarrative in osteuropäischen
Populärmedien
GWZO Leipzig

26.–27. Oktober 2017 | Internationale Tagung

Spaces of Interaction between the Socialist Camp
and the Global South: Knowledge Production,
Trade, and Scientific-Technical Cooperation in the
Cold War Era
Leipzig

2.–3. November 2017 | Expertengespräch

Die Kunst Mitteleuropas und der Dreißig-
jährige Krieg / The Art in Central Europe and
the Thirty Year's War
Prag/Tschechien

9.–12. November 2017 | Internationaler Kongress

ASEEES 2017: Transgressions, div. Panels
Chicago/USA

15.–17. November 2017 | Internationale Konferenz

»Góry – Literatura – Kultura«: Turystyka górską i
alpinizm w kontekście historycznym, społecznym
i kulturowym (XVIII-XXI w.) / Bergtouristik und
Alpinismus im sozialen und kulturellen Kontext
(18.–21. Jahrhundert)
Polanica-Zdrój/Polen

15.–17. November 2017 | Internationale Konferenz

Political Epistemologies of Eastern Europe
Erfurt

23.–25. November 2017 | Internationale Konferenz

Socialist Internationalism and the Global Con-
temporary: Transnational Art Historiographies
from Eastern and East-Central Europe
GWZO Leipzig

30. November – 1. Dezember 2017 | Internationale Konferenz

Dni, które wstrząsnęły światem? Rewolucje w
imperium rosyjskim w 1917 r. (Przebieg,
konsekwencje, pamięć) / Tage, die die Welt
erschütterten? Revolutionen im russischen
Imperium 1917 (Verlauf, Folgen, Erinnerung) /
Dni, kotorye potrjasli mir? Revlojucija v Rossijskoj
imperii v 1917 g. (tečenie, posledstvija, pamjat')
Wrocław/Polen

6.–7. Dezember 2017 | Kolloquium

Kulturheroen / Kulturelle Ikonen
GWZO Leipzig

**Wintersemester 2017/18 | Mittwochsvorträge
in Specks Hof**

Aus aktuellen Forschungen von Mitarbeitern und
Mitarbeiterinnen des GWZO und seinen Gästen
GWZO Leipzig



Publikationen

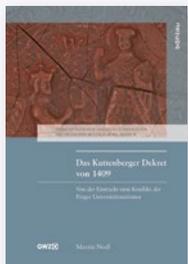
Im Folgenden ist eine Auswahl der 2017 erschienenen eigenständigen Schriften von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des GWZO aufgelistet, vor allem Kataloge, Monographien, Sammelbände und Themenhefte. Ein vollständiges und aktuelles Verzeichnis auch der kleineren Schriften findet sich auf unserer Homepage www.leibniz-gwzo.de.



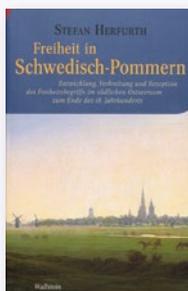
Das Hersfelder Zehntverzeichnis und die frühmittelalterliche Grenzsituation an der mittleren Saale. Eine namenkundliche Studie. Von Christian Zscheschang. Wien–Köln–Weimar: Böhlau, 2017, 240 S. (auch Open Access)



Zwischen Arktis, Adria und Armenien. Das östliche Europa und seine Ränder. Aufsätze, Essays und Vorträge 1983–2016. Von Stefan Troebst. Wien–Köln–Weimar: Böhlau, 2017, 444 S. (auch Open Access)



Das Kuttenberger Dekret von 1409. Von der Eintracht zum Konflikt der Prager Universitäten. Von Martin Nodl. Wien–Köln–Weimar: Böhlau, 2017, 404 S. (auch Open Access)



Freiheit in Schwedisch-Pommern. Entwicklung, Verbreitung und Rezeption des Freiheitsbegriffs im südlichen Ostseeraum zum Ende des 18. Jahrhunderts. Von Stefan Herfurt. Göttingen: Wallstein, 2017, 262 S.



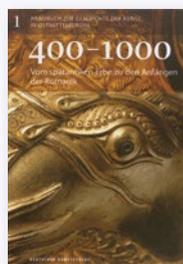
Geschichte Polens. Von Jürgen Heyde. 4. überarbeitete Auflage. München: C.H. Beck, 2017, 128 S.



St. Sebald, Nürnberg. Evangelisch-lutherische Stadtpfarrkirche. Von Markus Hörsch. Wettin–Löbejün–Dössel: Stekovic, 2017, 46 S.



Die maritime Stadt – Hafenstädte an der Ostsee vom Mittelalter bis in die Gegenwart. Hg. v. Tomasz Torbus und Anna Katarzyna Wojtczak. Warschau: Instytut Sztuki PAN, 2017, 542 S.



Handbuch zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa. Bd. 1: 400–1000. Vom spätantiken Erbe zu den Anfängen der Romanik. Hg. v. Christian Lübke und Matthias Hardt. Berlin: Deutscher Kunstverlag, 2017, 625 S.

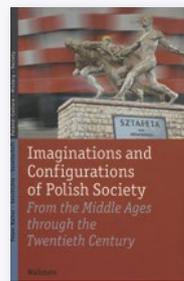


Handbuch einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas, Bd. 1: Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg. Hg. v. Frank Hadler und Matthias Middell. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2017, 685 S.



Wahrnehmen – Erfahren – Gestalten. Phantomgrenzen und soziale Raumproduktion.

Hg. v. Michael G. Esch und Béatrice v. Hirschhausen. Göttingen: Wallstein, 2017, 215 S.



Imaginations and Configurations of Polish Society: From the Middle Ages through the Twentieth Century.

Hg. v. Jürgen Heyde, Dietlind Hüchtker u. a. Göttingen: Wallstein, 2017, 372 S.



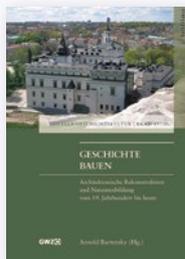
Apologeten der Vernichtung oder »Kunstschützer«? Kunsthistoriker der Mittelmächte im ersten Weltkrieg.

Hg. v. Robert Born und Beate Störtkuhl. Wien–Köln–Weimar: Böhlau, 2017, 318 S. (auch Open Access)



Heilig. Transkulturelle Verehrungskulte vom Mittelalter bis zur Gegenwart.

Hg. v. Dietlind Hüchtker und Kerstin S. Jobst. Göttingen: Wallstein, 2017, 232 S.



Geschichte bauen. Architektonische Rekonstruktion und Nationenbildung vom 19. Jahrhundert bis heute.

Hg. v. Arnold Bartetzky. Wien–Köln–Weimar: Böhlau, 2017, 420 S. (auch Open Access)



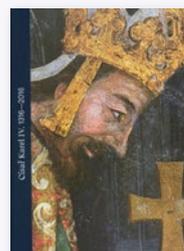
Bessere Welten. Kosmopolitismus in den Geschichtswissenschaften.

Hg. v. Isabella Löhr und Bernhard Gißbi. Frankfurt/M.: Campus, 2017, 405 S.



Heilige, Helden, Wüteriche. Herrschaftsstile im langen Jahrhundert der Luxemburger.

Hg. v. Martin Bauch, Julia Burkhardt, Tomáš Gaudek und Václav Žůrek. Köln–Weimar–Wien: Böhlau, 2017, 449 S.



Císař Karel IV. 1316–2016. První česko-bavorská zemská výstava. [Tschechische Ausgabe des Ausstellungskatalogs] Hg. v. Jiří Fajt und Markus Hörsch. Prag: Nationalgalerie Prag, 2017, 704 S.

Abbildungsnachweise

- S. 2–3** Fotos: Bertram Bölkow. GWZO.
- S. 4–7** Fotos: Dirk Suckow.
- S. 9** Karte: Martin Bauch.
- S. 10** Quelle: Tomáš Kyncl, Brno. www.dendrocronologie.cz.
- S. 11** Karte: Martin Bauch.
- S. 12** Quelle: Weimar, HAAB, Fol max 4, f. 15v.
- S. 13** Foto: Jennifer Moss. Quelle: Bildarchiv ADW Göttingen, Kommission Deutsche Inschriften.
- S. 15, 17–18** Archiv Dietlind Hüchtker.
- S. 20, 22, 23** Quelle: ROUSE, Ruth: *Rebuilding Europe. The Student Chapter in Post War Reconstruction*. London 1925, 193, 81, 49, 161.
- S. 25, 27** Archiv Beáta Hock.
- S. 28, 29** Archiv Beáta Hock. Mit herzlichem Dank an Hungarian National Film Fund.
- S. 30** Archiv Beáta Hock.
- S. 31, 32** Filmstills: Archiv Christine Gözl.
- S. 33** Foto: Jan Loužek / CC-BY-SA 2.5.
- S. 34** *Pode Bal*. Katalog 1998–2008. Hg. v. Jiří Šivčák. Praha 2008, 26, 27.
- S. 35** (1) Foto: Michal Krumphanzl. ČTK;
(2) Foto: Stanislav Zbynek. ČTK.
- S. 36** ztohoven.cz 2003.
- S. 38–43** Fotos: Stephan Krause, Matteo Colombi.
- S. 44/45** Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Cod. Guelf. 11.2 Aug. 4°, fol. 2r.
- S. 46/47** Quelle: SCHWEIGGER, Salomon: *Ein neue Reyßbeschreibung auß Teutschland Nach Constantinopel und Jerusalem*. II. Buch. Nürnberg 1608, 173.
- S. 48/49** Foto: Stefan Troebst.
- S. 52/53** Archiwum Instytutu Pamięci Narodowej. BU 0423/5678.
- S. 55** (1) Foto: Moritz Kurzweil;
(2) Foto: Bertram Bölkow. GWZO.
- S. 56** <https://www.tagesspiegel.de/kultur/ausstellung-left-performance-histories-hoch-auf-die-freiheit/21010566.html>. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 57** Foto: Jonathan Csaba Almási. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 59, 61** Fotos: GWZO.
- S. 65** (1, 2) Fotos: Bertram Bölkow. GWZO,
(3) Entwurf: büro uebele visuelle kommunikation. GWZO.
- Umschlag** Foto: Stephan Krause.

Um die Einholung der Bildrechte haben wir uns jeweils bemüht. Sollten wir dennoch eventuelle Rechteinhaber unberücksichtigt gelassen haben, so bitten wir diese, sich mit dem GWZO in Verbindung zu setzen.

Impressum

Mitropa Jahresheft des Leibniz-Instituts für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) e.V.

Herausgeber Christian Lübke / Stefan Troebst / Christine Gözl

Redaktion Christine Gözl / Virginie Michaels

Korrektorat Bärbel Engesser

Gestaltung Plural | Design Severin Wucher

Papier Munken Pure

Herstellung hausstätter

Druck vierC

Bezug GWZO Leipzig
Specks Hof, Reichsstraße 4–6
D-04109 Leipzig
Telefon +49 (0)341 9735 560
Fax +49 (0)341 9735 569
info@leibniz-gwzo.de
www.leibniz-gwzo.de

E-Mail mitropa@leibniz-gwzo.de

ISSN 2191-1401

Diese Maßnahme wird mitfinanziert durch Steuermittel auf der Grundlage des von den Abgeordneten des Sächsischen Landtages beschlossenen Haushaltes.

Redaktioneller Hinweis

Das GWZO tritt für die Gleichstellung von Frauen und Männern ein – eine geschlechtergerechte Sprache ist dafür ein wichtiger Baustein. Wir haben uns daher entschieden, alle Texte in der *Mitropa* geschlechterfair zu formulieren.



GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

STAATSMINISTERIUM
FÜR WISSENSCHAFT
UND KUNST



Freistaat
SACHSEN